

## Grundlagen und Grenzen menschlichen Denkens:

Auszüge aus dem Buch ‚Der Mensch – eine kritische Auseinandersetzung mit uns selbst‘ von Hans-Dieter Bottke

Unser Denken verstrickt sich notwendig in für uns unauflösbare Widersprüche, es ist in sich zerspalten und bildet doch zugleich immer eine Einheit, die zwar letztlich für unsere Vernunft nicht verständlich, aber dennoch für jene nicht nur emotional sondern auch rational akzeptabel ist. Nachfolgend sollen einige, grundlegende Widersprüche, die im Verlauf der Philosophiegeschichte diskutiert worden sind, kritisch erörtert werden, um schließlich fünf ‚*pragmatische Setzungen*‘ als unabdingbare Grundlagen all unseren Denkens herauszuarbeiten. Damit wird in Methode und Inhalt wirksam sowohl Dogmatismus als auch Relativismus entgegengetreten.

### 2.1. Der Raumbegriff und die Unendlichkeitsproblematik:

Alles Wahrnehmbare besitzt eine Grenze, sonst wäre es für uns weder anschaulich erkennbar noch denkbar. Denn etwas, das wir uns körperlich, d.h. dreidimensional, vorstellen, ist notwendig begrenzt und damit auch endlich. Wenn wir uns nun immer größere Räume vorstellen, dann begegnet uns die Frage nach einem größtmöglichen Raum, da wir jeden noch so großen Raum nur als endlich und damit begrenzt denken können und dennoch jeden noch so groß gedachten Raum wiederum als von einem noch größeren umgeben uns vorstellen müssen. Diese Reihe nimmt prinzipiell kein Ende, ist also unendlich;<sup>1</sup> dies können wir uns jedoch nicht vorstellen. Wir verwenden den Begriff der Unendlichkeit als Gegenbegriff zur Endlichkeit notwendig, er ist in unserem Denken angelegt, ohne daß wir ihn wirklich verstehen, also in irgendeiner Weise positiv bestimmen könnten.

Genauso wenig wie wir uns einen größten Raum vorzustellen vermögen, sind wir in der Lage, einen kleinstmöglichen zu denken. Jedes körperlich ausgedehnte Ding ist grundsätzlich – zumindest theoretisch – teilbar, denn dies ist eine der Räumlichkeit notwendig anhaftende

---

<sup>1</sup> vgl. hierzu: Aristoteles, Physik, 3, 4 und 6; ich führe hier und im folgenden einige Aristoteles-Stellen auf, weil sie für mich eine wichtige intellektuelle Anregung bedeuteten, wobei ich allerdings dem antiken Autor nicht in seiner Einschätzung zu folgen vermag, daß jene Aporien auflösbar seien, wie es jener an mehreren Stellen, sowohl in der Physik als auch Metaphysik, behauptet.

Eigenschaft. Somit ist alles Körperliche etwas Zusammengesetztes. Ein solches Ganzes stellt also die Summe seiner Teile dar. Ein letztes, kleinstes, unteilbares Teilchen, aus dem das Körperliche zusammengesetzt sein müßte, können wir uns aber nicht vorstellen, weil es keine räumliche Ausdehnung besitzen dürfte und somit seine Körperlichkeit einbüßte. Ein kleinstes, theoretisch nicht mehr teilbares Etwas wäre damit notwendig nicht mehr dreidimensional, es hätte keine räumliche Ausdehnung und könnte damit nicht mehr als ein Teil des Ganzen gelten, weil ihm eben jegliche Körperlichkeit abginge, so daß noch so viele ‚Unkörperliche‘ niemals etwas Körperliches nach unserem Vorstellungsvermögen bilden könnten. Infolgedessen besitzt ein Ding entweder eine räumliche Ausdehnung, dann ist es teilbar, oder aber es ist unteilbar und verliert seinen dreidimensionalen Charakter, wodurch es nicht mehr ein Teil des Ganzen sein kann.<sup>2</sup>

## 2.2. Zahlen und die Unendlichkeitsproblematik:

Die Unendlichkeitsproblematik soll nachfolgend an Beispielen mit Hilfe von Zahlen bzw. Zahlenmengen erörtert werden. Stellen wir uns einen Zahlenstrahl vor: Ausgehend von Null ist eine unendliche Fortführung sowohl in positiver als auch in negativer Richtung zu konstatieren, weil man eine beliebige Zahl durch Addition vergrößern kann. Somit ist ein Zahlenstrahl grundsätzlich von Null beginnend in beide Richtungen als unendlich anzusehen. Etwas Größeres als das Unendliche ist nicht denkbar. Denn was sollte größer als das Nicht-Endliche sein? Es endet ja niemals und ist damit als Verneinung alles Endlichen, das, so groß es auch immer sein mag, eben doch endlich und eben nicht unendlich ist. Für unsere Vernunft, die zu jedem Positivum notwendig immer auch das dazugehörige Negativum, also die Verneinung des ersteren mitdenken muß, ist also das Unendliche das logisch notwendige Negativum zum Endlichen und damit das größtmögliche Denkbare, das zwar nur negativ als das Nicht-Endliche, also als kontradiktorischer Gegenpol zum Positivum der Endlichkeit vorgestellt werden kann. Aber es ist trotz seiner rein negativen Bestimmtheit notwendig, um überhaupt erst den Begriff der Endlichkeit für uns definierbar zu machen. Darüber hinaus ist das Endliche in all seinen Facetten – im Gegensatz zum Unendlichen – prinzipiell einer inhaltlichen Bestimmung durch unsere Vernunft sehr wohl zugänglich,

---

<sup>2</sup> vgl. hierzu: ebenda, 3, 7 sowie Platon, Parmenides Dialog

indem wir alles endlich empirisch Erfahrbare und Denkbare im Prinzip zumindest teilweise erfassen, einordnen und bewerten können und müssen. Dennoch steht jedem Sein bzw. auch So-Sein logisch zwingend ein Nicht-Sein bzw. ein Nicht-So-Sein gegenüber, ohne daß **eine Negation in jedem Fall zwingend durch unsere Vernunft bestimmbar sein muß, wie beispielsweise in bezug auf die Unendlichkeit!** Nun wenden wir uns eingedenk dessen wieder dem Zahlenstrahl zu: Für unsere Vernunft ergibt sich das Problem, daß der unendlich lange Zahlenstrahl in positiver Richtung nicht als genauso lang gedacht werden kann, wie die Länge beider, d.h. sowohl derjenige in positiver als auch negativer Richtung, welcher ebenfalls unendlich lang ist. Warum ist dies so? Nun, wir sind durch unsere Vernunft genötigt, eine Menge, die alle Elemente einer anderen Menge enthält, aber darüber hinaus noch weitere, als größer zu identifizieren. Dies rührt daher, daß es in der Endlichkeit auch gilt, aber sobald die Unendlichkeit – als notwendig zu denkende Negation der Endlichkeit – in Anschlag gebracht wird, ein Problem entsteht: Hinsichtlich des Beispiels des Zahlenstrahls in positiver wie in negativer Richtung müßte eine Verdopplung der Unendlichkeit gedacht werden. Dies beinhaltet aber notwendig einen Widerspruch zu der Behauptung, daß das Unendliche das größtmögliche Denkbare sei.

Entsprechendes gilt für folgendes Beispiel: Die Menge der rationalen Zahlen zwischen zwei ganzen Zahlen ist unendlich groß, wie z.B. zwischen 1 und 2. Ebenso unendlich ist diese Menge aber auch zwischen 1 und 3, obwohl ganz offensichtlich die Menge der rationalen Zahlen hinsichtlich des letzteren Beispiels als größer für unsere Vernunft gedacht werden muß, als bei ersterem. Ausgehend von unserer der Endlichkeit verhafteten Vernunft ergibt sich folgender logischer Schluß: Die Menge der rationalen Zahlen zwischen 1 und 3 enthält alle rationalen Zahlen zwischen 1 und 2 und darüber hinaus aber eben noch jene zwischen 2 und 3, welche offensichtlich nicht in der Menge zwischen 1 und 2 enthalten sein können, so daß die Menge der rationalen Zahlen zwischen 1 und 3 auf jeden Fall für unsere Vernunft, **welche notwendig in der Endlichkeit verhaftet ist**, als größer gedacht werden muß als diejenige zwischen 1 und 2, weil sie alle Zahlenwerte jener enthält, aber eben noch weitere. Andererseits widerspricht dies der Aussage, daß das Unendliche das größtmögliche Denkbare für uns ist, wie oben bereits erwähnt. Denn was sollte auch

größer als das Unendliche sein? Obwohl wir den Begriff der Unendlichkeit nicht weiter positiv mithilfe unserer endlichen Vernunft bestimmen können (s.o.), müssen wir ihn dennoch notwendig konstruieren. Wir können gar nicht anders, wie oben bereits mehrfach gezeigt werden konnte. Und die **Negation der Endlichkeit als solcher** – sprich die Unendlichkeit – ist damit logisch für unsere endliche Vernunft das größtmögliche Denkbare.

In der Mathematik beweist man die Gleichmächtigkeit<sup>3</sup> zweier unendlicher Mengen durch das Aufzeigen einer Bijektion<sup>4</sup> zwischen beiden, so daß z.B. die Menge aller natürlichen Zahlen gleichmächtig im Vergleich zu jener der geraden natürlichen Zahlen ist:

Definition:  $V_2$  sei die Menge der geraden natürlichen Zahlen

Satz:  $V_2$  ist gleichmächtig wie  $\mathbb{N}$

Beweis: Sei  $b(n) = 2n$  eine Abbildung von  $\mathbb{N}$  nach  $V_2$ .

$b$  ist bijektiv, da

1.  $\forall$  Paare  $n_1, n_2 \in \mathbb{N}$  mit  $n_1 \neq n_2$  gilt:  $2n_1 \neq 2n_2$ , also  $b(n_1) \neq b(n_2)$ , folglich ist  $b$  injektiv

2.  $\forall$  Paare  $m_1, m_2 \in V_2$  mit  $m_1 \neq m_2$  gilt:

$b^{-1}(m_1) = \frac{m_1}{2}$  und  $b^{-1}(m_2) = \frac{m_2}{2}$  mit  $b^{-1}(m_1) \neq b^{-1}(m_2)$ ,

folglich ist  $b$  surjektiv

q.e.d.

---

<sup>3</sup> Zum mathematischen Begriff der ‚Mächtigkeit‘ siehe: Brockhaus. Die Enzyklopädie in vierundzwanzig Bänden. Zwanzigste, überarbeitete Auflage. Leipzig Mannheim 1996. Dreizehnter Band, S. 709, s.v. Mächtigkeit; vgl. hierzu auch Wikipedia, s.v. Mächtigkeit (Mathematik)

<sup>4</sup> Eine Bijektion liegt genau dann vor, wenn eine Abbildung sowohl surjektiv als auch injektiv, also umkehrbar eindeutig bzw. eineindeutig ist. Somit werden zwei Mengen als gleichmächtig oder äquivalent bezeichnet, wenn es eine bijektive Abbildung von der einen auf die andere gibt. Zu diesem Begriff habe ich eingesehen: B. Huppert: Lineare Algebra I. Vorlesungsskript zum Wintersemester 1990 des Fachbereiches Mathematik der Johannes Gutenberg Universität Mainz, S. 14 – 15. Darüber hinaus finden sich im Internet z.B. auf den entsprechenden Seiten der Universitäten zu diesem Begriff weitere wissenschaftliche Erläuterungen. Vgl. hierzu auch: Brockhaus, dritter Band, S. 312, s.v. Bijektion sowie Brockhaus, erster Band, S. 19, s.v. Abbildung

Es liegen hiermit zwei sich **kontradiktorisch widersprechende Aussagen** hinsichtlich der Größe bzw. Mächtigkeit von unendlichen Zahlenmengen vor, die mithilfe der Ratio unserer Vernunft **beide** logisch begründet worden und in sich jeweils widerspruchsfrei sind. Dieser Widerspruch<sup>5</sup> ist für unsere Vernunft schlechterdings unauflösbar, obwohl wir dennoch den für uns letztlich unverstehbaren Begriff der Unendlichkeit allein schon deshalb verwenden müssen, um zu wissen, was Endlichkeit bedeutet, wie oben bereits ausgeführt. Die hier gewonnenen Einsichten werden in Kapitel 6 eine wichtige Rolle spielen, um für unsere Vernunft die Vereinbarkeit von der Allmacht und Allwissenheit Gottes mit unserer menschlichen Freiheit und damit Würde rational akzeptabel zu machen, ohne es letztlich allerdings rational völlig verstehen zu können. Dennoch kann eben gezeigt werden, daß das Eine – also die Allmacht und Allwissenheit Gottes – nicht kategorisch das Andere – also unsere Freiheit – ausschließt!

### 2.3. Der Zeitbegriff und die Unendlichkeitsproblematik:

Jedes innerliche wie äußerliche Erleben verläuft in der Zeit, einem unaufhörlichen Nacheinander. Wenn wir uns den Verlauf allen Erlebens auf einem Zeitstrahl verdeutlichen, treten sofort zwei unauflösbare Probleme auf: Einerseits ist der Zeitstrahl weder in Richtung auf die Vergangenheit noch in Richtung auf die Zukunft als begrenzt denkbar, womit wieder das Problem der Unendlichkeit auftritt. Andererseits können wir uns die Gegenwart, das Jetzt, nicht als zeitlich ausgedehnt denken, sondern nur als Trennlinie zwischen Vergangenheit und Zukunft. Denn wenn die Gegenwart eine zeitliche Ausdehnung besäße, könnte sie wiederum in Vergangenheit und Zukunft aufgeteilt werden und stellte damit keine Trennlinie zwischen beiden dar.<sup>6</sup> Somit kann ein Ereignis entweder nur gewesen sein oder es wird erst in der Zukunft sein, aber es *ist* nie, da die Gegenwart keine zeitliche Ausdeh-

---

<sup>5</sup> Die Mathematik stellt nur einen Teilbereich der Logik dar. In der Mathematik, so wie sie von den Fachvertretern eingegrenzt wird, tritt obiger Widerspruch nicht auf, da sie dieses Problem in seiner ganzen Dimension für unsere Vernunft schlicht ignorieren, indem sie eine durchaus für mathematische Probleme sinnvolle Operationalisierung des Unendlichkeitsbegriffes vornehmen. Dadurch wird allerdings noch keineswegs der für unsere Vernunft zwingende und logisch eindeutig belegbare Widerspruch ausgeräumt.

<sup>6</sup> vgl. hierzu: Aristoteles, Physik, 6, 3

nung zuläßt. Dieser Problematik hat sich auch Augustinus in seinem Werk ‚Confessiones‘ im elften Buch an mehreren Stellen zugewandt. Folgendes Zitat zeigt meines Erachtens diesen Widerspruch sehr prägnant auf: „Wenn etwas an der Zeit entdeckt wird, das in keine, aber auch nicht in die geringsten Teile geteilt werden kann, dann ist dies das einzige, das ‚gegenwärtig‘ heißen sollte. Aber dies fliegt so rasch aus der Zukunft in die Vergangenheit hinüber, daß es sich zu keiner noch so kleinsten Dauer dehnt. Dehnt es sich, zerfällt es in Vergangenes und Künftiges; das Gegenwärtige aber dehnt sich über keinen Zeitraum.“<sup>7</sup>

Obgleich wir einerseits der Gegenwart keine Ausdehnung zubilligen können, müssen wir andererseits zugleich dennoch ein Sein auch als gegenwärtig, also im Jetzt befindlich, notwendig denken, denn sonst wäre es für uns nicht existent, da auch dasjenige, welches in der Vergangenheit einmal war, als irgendwann einmal gegenwärtig gedacht werden muß. Die Gegenwart schmilzt somit auf eine unendlich kleine Größe ohne zeitliche Ausdehnung zusammen und muß dennoch, im Widerspruch dazu, als ausgedehnt gedacht werden, um überhaupt ein Sein, welches nicht anders als in der Zeit gedacht werden kann, konstituieren zu können.

Alles Sein ist geworden, d.h. es ist irgendwann in der Vergangenheit entstanden. Entstehen bedeutet jedoch nichts anderes, als daß aus einem Etwas ein anderes Etwas wird, aus einem A ein Nicht-A. Solange das A ein A und kein Nicht-A ist, hat also das Werden vom A zum Nicht-A noch nicht stattgefunden. Sobald aber aus dem A das Nicht-A geworden ist, muß das Werden schon abgeschlossen sein.<sup>8</sup> Infolgedessen muß das Werden, wie die Gegenwart, als unendlich klein gedacht werden und ist damit für uns nicht vorstellbar.

#### 2.4. Die Raum-Zeit-Problematik und die Unendlichkeit:

Aus dem bisher Dargestellten ergeben sich gravierende Probleme hinsichtlich von Raum und Zeit, welche bereits in der Antike eingehend

---

<sup>7</sup> Augustinus: Confessiones 11, 20: „Si quid intellegitur temporis, quod in nullas iam vel minutissimas momentorum partes dividi possit, id solum est, quod praesens dicatur; quod tamen ita raptim a futuro in praeteritum transvolat, ut nulla morula extendatur. Nam si extenditur, dividitur in praeteritum et futurum: praesens autem nullum habet spatium.“

<sup>8</sup> vgl. hierzu: Aristoteles, Physik, 6, 5

diskutiert worden sind. Daher sollen nachfolgend zunächst zwei sich widersprechende naturphilosophische Lehren kurz vorgestellt werden: die Eleaten und Heraklit:

Der Name der Schule der ersteren leitet sich nach dem Ort ihrer Tätigkeit, dem an der italienischen Westküste gelegenen Ort Elea, her. Als Begründer der eleatischen Schule gilt **Xenophanes**, welcher um 570 v.Chr. geboren wurde. Er zog als fahrender Dichter und Sänger durch die Lande und verbreitete in lyrischer Form seine philosophischen Gedanken. Die althergebrachte Religion der Griechen mit ihren zahlreichen Anthropomorphismen, wie sie z.B. von Homer und Hesiod überliefert sind, lehnte er scharf ab und machte sich mit beißendem Spott darüber lustig. Demgegenüber glaubte er an nur einen einzigen, höchsten und besten Gott (Monotheismus), welcher der Urgrund für alles Seiende sei und in dem das Wesen alles Seienden zusammenfließe. Im Unterschied zu den Milesiern, welche den Urgrund der Dinge als selbstbewegt ansahen, strich er dieses Postulat und sah Gott als unbeweglich und in allen seinen Teilen als vollkommen gleichartig an. Mit seiner Gleichsetzung des höchsten Wesens mit der Einheit des Weltganzen ist er der geistige Vater von einem ewigen, unveränderlichen Sein, dem letztlich nur wirkliche Realität zukommt, im Gegensatz zur Vielheit der empirischen Erscheinungen. Der bedeutendste Denker dieser Schule war der um 525 v.Chr. in Elea geborene **Parmenides**. Daß es ein Sein gibt (ἔστι γὰρ εἶναι), ist für ihn ein begriffliches Postulat von so zwingender Evidenz, daß es keines Beweises bedarf. Im Umkehrschluß stellt er fest, daß es das Nichtsein weder geben noch daß es gedacht werden könne, denn wenn man etwas denkt, muß es auch sein, sonst kann man es gar nicht erst denken. Somit sind Sein und Denken völlig identisch. Für Parmenides ist Raumerfüllendes (το πλέον), also Körperlichkeit, gleichbedeutend mit Sein. Infolgedessen kann es auch keinen leeren Raum (το κένον) geben: Es existiert nur ein einheitliches, ewiges, ungewordenes, unvergängliches, unbewegliches, unterschiedsloses Sein in Form eines wohlgerundeten Weltkörpers in Kugelgestalt. Die bewegliche, vom Streit zerrissene Welt, wo es Geburt und Tod, Anfang und Ende der Einzeldinge in der Zeit gibt, ist nichts als bloßer trügerischer Schein, bloße Meinung (δόξα). Das Vergängliche ist das, was einst nicht war und einmal nicht mehr sein wird und ist damit nicht wirklich existent: Ein Werden und Vergehen kann nicht vernünftig gedacht werden. Be-

wegung setzt den leeren Raum voraus, in welchem das Sein seine Ortsveränderung erleidet; da es diesen nicht geben kann, gibt es eben auch keine Bewegung. Die Metaphysik der Eleaten duldet damit keine Physik! Die von uns wahrnehmbare Welt wird radikal negiert, weil sie mit der Theorie nicht übereinstimmt. **Zenon**, geboren um 490 v.Chr., war der berühmteste Schüler des Parmenides und sah seine Hauptaufgabe in der Abwehr der Angriffe auf die eleatische Schule. Seine Argumente, daß es logisch gesehen keine Bewegung geben könne, waren sehr durchdacht und schärften den kritischen Blick gegenüber allem, was auf den ersten Anschein hin einleuchtend und selbstverständlich erscheint.

**Heraklit** wurde um 540 v.Chr. geboren und lebte im kleinasiatischen Ephesos. Er war ein Einzelgänger mit aristokratischer Gesinnung und ein Verächter der Masse. Die wenigen von ihm erhaltenen Fragmente sind u.a. aufgrund ihrer aphoristischen Kürze sehr dunkel und vieldeutig. Wie seine Vorgänger geht auch er davon aus, daß es hinter der beobachtbaren Vielheit etwas Einheitliches, welches dieser zugrunde liegt, geben muß. Im Gegensatz zu den Eleaten leugnet er aber nicht die Vielheit und die Bewegung, das beständige Werden und Vergehen der Dinge, sondern versteht dies als Ausdruck einer in der Welt obwaltenden göttlichen Vernunft, die er mit dem Namen ‚Logos‘ (λόγος) bezeichnet. Der dauernde Fluß des Werdens und Vergehens (πάντα ῥεῖ) ist das Wesen aller Dinge, also weder ein Urstoff der Milesier noch ein unveränderliches Sein der Eleaten, d.h. es gibt nur das Geschehen, das Werden selbst. Die ständige Veränderung allen Seins erfolgt jedoch keineswegs willkürlich, sondern nach einem ewigen Gesetz, nach welchem alles einem polaren Zusammenspiel widerstreitender Kräfte entspringt. Durch diesen Kampf (πόλεμος) der Gegensätze erst entsteht die beobachtbare Welt und ist damit Ausdruck einer göttlichen Ordnung. Kein Einzelding hat Bestand, nur der λόγος, nach dem alles gestaltet wird, ist das Bleibende. In diesem Kampf der Gegensätze liegt also das Wesen aller Dinge, so daß er die Vorstellung vom Ende allen Kampfes, den ewigen Frieden ablehnt, weil dieser das Ende aller schöpferischen Kraft bedeuten würde und dem Tod gleichkäme. Die folgenden zwei Spruchweisheiten, welche Heraklit zugeschrieben werden, bringen dies prägnanter zum Ausdruck:



„Wir können nicht zweimal in denselben Fluß springen.“

„Der Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König.“

Diese Erfahrung können wir auch im alltäglichen Leben machen, denn erst durch die Krankheit wissen wir z.B. die Gesundheit zu schätzen. Kennten wir die Krankheit gar nicht, wüssten wir auch nichts von der Gesundheit.<sup>9</sup> Dieses Gesetz des Wechsels schafft die kosmische Harmonie, welche sich allerdings dem schlichten Beobachter, so Heraklit, nicht so einfach erschließt, da er nur viele einzelne Dinge wahllos entstehen und vergehen sieht, ohne das dahinter liegende Urgesetz zu erkennen. Alles, was für kürzere oder längere Zeit zu sein scheint, ist das Produkt entgegengesetzter Bewegungen und Kräfte, die sich in ihrer Wirkung das Gleichgewicht halten (ἐναντιοτροπία). So ist jeden Augenblick das Universum eine in sich gespaltene und wieder in sich zurückgehende Einheit (ἓν διαφερόμενον ἑαυτῷ) – ein Streit, der seine Versöhnung, ein Mangel, der seine Sättigung findet: Das Werden stellt die Einheit der Gegensätze her; somit existiert eine Einheit in der Vielheit und eine Vielheit in der Einheit. Als Bild für diese Urenergie verwendet Heraklit das Feuer, welches durch sein Auflodern und Verlöschen seine Vorstellungen am besten verdeutlicht. Der Mensch partizipiert durch seine ihm innewohnende Vernunft an diesem Weltlogos.

Mit seiner Lehre vom Zusammenwirken der Gegensätze schuf er ein erstes Modell der dialektischen Entwicklungslehre, welche bis heute unser Denken maßgeblich mit beeinflusst: insbesondere Hegel, Marx, Nietzsche und Darwin.

Nach diesem kurzen Exkurs zu diesen beiden Denkschulen wenden wir uns nun den sich daraus ergebenden Problemen für unsere Vernunft in bezug auf die Raum-Zeit-Problematik zu, indem wir uns das von Zenon entwickelte Paradoxon des ‚ruhenden Pfeils‘ näher zu Gemüte führen:

Ein fliegender Pfeil, in jedem Einzelmoment betrachtet, befindet sich an einer bestimmten Stelle im Raum, wo er infolge seines Dortseins ruhen muß, da er sonst nicht dort, sondern woanders wäre. Wenn er

---

<sup>9</sup> Vgl. hierzu beispielsweise Abschnitt 2.2.: Dort wird begründet, warum unsere Vernunft zu jedem Positivum notwendig ein kontradiktorisches Negativum u.a. allein schon zur klaren Begriffsdefinition seiner selbst konstruieren muß.

aber in jedem einzelnen Zeitpunkt des Fluges ruht, so ruht er auch im ganzen.

Auf dieses Paradoxon antwortete Aristoteles, daß man die Zeit nicht in einzelne Stücke zerteilen dürfe, sondern sie als ein dauernd fließendes Kontinuum begreifen müsse<sup>10</sup>. Doch damit ist das hier aufgeführte Raum-Zeit-Problem keineswegs für unsere Vernunft gelöst, da wir durch diese genötigt sind, ein sich bewegendes Sein als einerseits raum-zeitlich fixiert, d.h. zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort befindlich, also ruhend und andererseits dennoch auch in diesem Punkt als bewegt ansehen müssen.<sup>11</sup> Wir können uns weder die ununterbrochene Bewegung noch die raum-zeitliche Fixierung bei einem bewegten Gegenstand als eine dem Sein notwendig inhärente Eigenschaft im Kontinuum des Zeitflusses wegdenken, obgleich dies in sich widersprüchlich ist. Eleatisches Sein und heraklitisches Werden lassen sich für unsere Vernunft nicht in einen widerspruchslosen Einklang bringen, obwohl wir beides immer gemeinsam zwingend mitdenken müssen und keines völlig ignorieren können.

---

<sup>10</sup> Vgl. hierzu: Aristoteles, Physik, 6, 2 und 9; sowohl die Argumentation Zenons als auch die Widerlegung von Aristoteles finden wir durch diese Stellen belegt.

<sup>11</sup> Es soll allerdings sofort klar gestellt werden, daß mit der Entwicklung der Infinitesimalrechnung durch Leibniz und Newton das aufgeführte Paradoxon mathematisch durchaus lösbar ist. Aber es bleibt dennoch letztlich für unsere Vernunft unverständlich, da wir uns von der Unendlichkeit keine Vorstellung machen können (s.o.) und nur dieser, in unserem Denken angelegte Widerspruch, ist hier Gegenstand meiner Erörterung.

## 2.5. Die Ursache-Wirkung-Problematik:

Wenn wir versuchen, etwas zu verstehen, suchen wir nach Bedingungen bzw. Ursachen, die ein bestimmtes Phänomen bedingt bzw. verursacht haben. Beim weiteren Fortschreiten auf dieser Suche begegnet uns notwendig die Frage nach dem Unbedingten, welches aber wiederum für uns nicht verstehbar sein kann, da ja alles Verstehen nur durch die Angabe von Bedingungen möglich ist, aber dem Unbedingten ex definitione keine Bedingungen zugrunde liegen können, da es ansonsten bedingt und nicht unbedingt wäre. Damit ist die Grundlage des Verständnisprozesses, also das Unbedingte, für uns nicht verständlich, ohne daß unsere Vernunft eine befriedigende Antwort auf jene sie beschäftigende Frage finden kann.

Diese Problematik begegnet uns beispielsweise auch in der Physik bei der Frage nach dem Ursprung unseres Universums: Was hat den Urknall verursacht? Was war vor dem Urknall, bei dem erst Raum und Zeit entstanden sein sollen? Die moderne Physik kann hierauf auch keine befriedigende Antwort anbieten. Teilweise wird einfach gesagt, daß Fragen nach einem ‚Davor‘ (also vor dem Urknall) sinnlos seien, weil ja auch die Zeit erst mit dem Urknall entstanden sei und somit die Zeitkategorie mit ihrem ‚Davor‘ und ‚Danach‘ keine Anwendung finden dürfe. Aber das löst das Problem für unsere Vernunft keinesfalls auf, da hierdurch die Frage nach der ersten Ursache nur beiseite geschoben wird. Die dem Ursache-Wirkung-Schema zwingend innewohnende Erklärungsweise impliziert immer ein ‚Davor‘ und ein ‚Danach‘ in Raum und Zeit. Und nur auf diese Weise ist unsere Vernunft in der Lage, die Wirklichkeit zu erfassen und zu erklären. Unsere Vernunft ist dazu genötigt und kein Mensch kann sich dem entziehen, auch wenn wir ebenso zwingend keine rationale Antwort auf die Frage nach der ersten Ursache werden erhalten können.

Augustinus wandte sich ebenfalls diesem Problem zu, schob es aber nicht einfach zur Seite, sondern setzte Gott als erste Ursache, als Schöpfer von allem, der selber keine Ursache hat und vor aller Zeit war. Gott schuf damit dann eben auch Raum und Zeit: „Es konnten keine Zeiten vorübergehen, bevor Du (Gott) die Zeiten gemacht hattest. Gab es aber vor Himmel und Erde keine Zeit, warum fragt man dann, was Du damals machtest? Denn es gab kein Damals, wo

noch keine Zeit war.“<sup>12</sup> Gott als das schlechthin Absolute, als das Überzeitliche und Überräumliche ist somit die erste unbedingte Ursache von allem, auch wenn wir es – zumindest in unserem irdischen Dasein – niemals werden erfassen und verstehen können. Dennoch kann uns diese Einsicht sehr viel weiter bei der Ergründung letzter Fragen helfen, wie in Kapitel 6 zu zeigen sein wird.

## 2.6. Aristoteles und die Seinsproblematik:

Alle Versuche der Metaphysik seit Aristoteles<sup>13</sup> als einer Wissenschaft vom ‚Seienden als Seiendem‘ bzw. dem ‚Seienden als solchem‘<sup>14</sup> zielten darauf ab, das Wesen<sup>15</sup> der Dinge in der Weise zu ergründen, daß das Sein<sup>16</sup> für uns Menschen rational widerspruchsfrei begreifbar sein würde. Bei allem, was wir uns vorstellen, müssen wir immer zunächst ein Sein des Vorzustellenden voraussetzen, welches in der Alltagssprache häufig durch die ‚ist-Kopula‘ zum Ausdruck kommt, d.h. wenn man sagt: „Dieser Mensch *ist* groß.“, dann impliziert dies notwendig schon sein Dasein, ohne daß wir dies gesondert betonen müßten. Allen Seienden ist demnach, bei aller individuellen Verschiedenheit, das Dasein gemeinsam, es liegt ihnen notwendig zugrunde, bzw. wir können es uns nur so mit unserer Vernunft vorstellen. Ihre jeweilige ‚Washeit‘, d.h. das, was sie zu einem bestimmten Etwas macht, müssen wir in ihrem Wesen, worin sie sich eben von den anderen Dingen unterscheiden, suchen. Dieses Wesen müssen wir als

---

<sup>12</sup> Augustinus: Confessiones 11, 15: „Id ipsum enim tempus tu feceras, nec praeterire potuerunt tempora, antequam faceres tempora. Si autem ante caelum et terram nullum erat tempus, cur quaeritur, quid tunc faciebas? Non enim erat tunc, ubi non erat tempus.“

<sup>13</sup> Fragen nach dem Sein werden zwar schon von einigen Vorsokratikern und insbesondere von Platon erörtert, aber erst seit Aristoteles kann man von einer rational-logischen Auseinandersetzung mit der Seinsproblematik sprechen.

<sup>14</sup> Aristoteles nennt es ‚τὸ ὄν ἢ ὄν‘.

<sup>15</sup> Aristoteles benutzt die substantivierte Form des weiblichen Partizips von ‚εἶναι‘, nämlich ‚οὐσία‘, worunter er etwas versteht, das allem Seienden zugrunde liegt und von nichts weiterem mehr abgeleitet werden kann; vgl. zu diesem Begriff auch: Thesaurus Graecae Linguae, Bd. V, s.v. οὐσία, 2.419 sowie zum lateinischen Begriff ‚essentia‘: Thesaurus Linguae Latinae, Bd. V, 2, s.v. essentia, 862 – 864

<sup>16</sup> Zur Etymologie des Wortes ‚Sein‘ vgl.: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, Bd. 16, s.v. Sein, 228 – 336

solches erkennen, wenn wir einen bestimmten Menschen als jenen wieder identifizieren wollen, obwohl wir ihn beispielsweise aus einer anderen Perspektive betrachten und damit nicht ein identisches Bild im Vergleich zum vorherigen wahrnehmen. Bei Aristoteles finden wir dafür folgende Wortschöpfung: „τό τί ἦν τὸ τῷ ἑκάστῳ εἶναι“<sup>17</sup> oder in abgekürzter Form: „τό τί ἦν εἶναι“. Das Imperfekt ἦν betont hier die zeitlose Dauer der jeweils auszumachenden Wesenheit eines Dinges, denn ohne sie könnten wir es als solches infolge seiner Veränderungen im Zeitablauf gar nicht mehr wiedererkennen. Der substantivierte Infinitiv von εἶναι verbindet sich bei Aristoteles häufig mit einem Dativus possessivus, welcher das Eigentümliche, das Sosein des bezeichneten Gegenstandes verdeutlichen soll.<sup>18</sup> Der antike Autor sieht die genuine Aufgabe der Metaphysik in der Auseinandersetzung mit dem Begriff der Wesenheiten selbst, wobei aber nicht die jeweilige ‚Washeit‘ einzelner Objekte Gegenstand ihrer Untersuchung ist, da dies den Einzelwissenschaften mit den entsprechenden induktiven Methoden vorbehalten bleibt. Dagegen beschäftigt sich die Metaphysik mit denen allen Dingen inhärenten Wesenheiten als Wesenheiten. Die von ihm z.T. äußerst scharfsinnigen Ausführungen sollen hier nicht weiter thematisiert werden; sie sind im wesentlichen in der Metaphysik aber auch in den Analytiken und der Hermeneutik nachzulesen.

Trotz aller Bemühungen von der Antike bis heute bleiben wesentliche Aspekte der Seinsproblematik für unsere Vernunft unauflösbar. Obwohl wir in der Tat gezwungen sind, allen Dingen ein Sein zuzusprechen, können wir es, wie oben dargelegt, nicht im Kontinuum des Zeitflusses, so wie wir ihn uns vorstellen, fixieren, denn ein Sein ist für uns nur in der Zeit denkbar. Das Sein, als etwas allem Zukommendem, kann selbst nur als Grenzbegriff benutzt werden, aber niemals ein Gegenstand weiterer wissenschaftlicher Untersuchungen sein, eben weil es von nichts anderem mehr ableitbar ist und keine spezifischen Eigenschaften besitzt; es läßt sich nicht beschreiben und muß dennoch einfach vorausgesetzt werden! Die Behauptung, aus

---

<sup>17</sup> Übersetzung: „Was war das für jedes Einzelding wesensmäßige Sein?“

<sup>18</sup> So z.B.: Aristoteles, Metaphysik 4, 4; 1007, a: „... τὸ γὰρ ἀνθρώπῳ καὶ εἶναι τὸ μὴ ἀνθρώπῳ εἶναι...“; deutsche Übersetzung: „...: das dem Menschen wesensmäßige Sein und das dem Menschen nicht wesensmäßige Sein ...“

dem Sein sei das Wesen der Dinge herleitbar, ist eine wenig weiterführende Aussage, da zum einen zwar allen Dingen ihre Seinsqualität gemein ist, aber eine weiterführende Feststellung, infolge der nicht weiteren Bestimmbarkeit von Sein, nicht getroffen werden kann. Wenn wir ein Ding als solches in seiner Individualität identifizieren und damit auch in der Lage sind, es aus anderer Perspektive wiederzuerkennen, setzt dies die Konstruierung von Wesensmerkmalen durch unseren Verstand voraus, d.h. wir entwickeln ein Bild vor unserem geistigen Auge, welches nur für uns wesentliche Charaktermerkmale beinhaltet, so daß wir unabhängig von nicht wesentlichen Veränderungen zur Reidentifizierung imstande sind. Dabei gibt es allen Menschen gemeinsame Erkenntniskategorien (s.u. die Ausführungen zu Immanuel Kant), andere, die historisch / kulturell bedingt sind und schließlich einige, die im einzelnen Menschen liegen. Es ist die wichtige und umfangreiche Aufgabe vieler unterschiedlicher Fächer, die Detailforschung auf den genannten Gebieten voranzutreiben und kann daher hier nicht weiter verfolgt werden. **Wenn also allem Denken von oder über etwas immer zugleich ein Sein sowie ein So-Sein inhärent ist, so kann auch die formale Logik nicht als davon losgelöst angesehen werden, d.h. auch sie muß empirisch betrachtet werden. Nichts kann für unsere Vernunft ausschließlich formal aufgefaßt werden, es ist immer auch ein für uns identifizierbares Sein mitzudenken, obgleich dieses Sein als in der Zeit befindlich nicht widerspruchsfrei vorstellbar ist (s.o.)!**

Alle hierüber hinausgehenden metaphysischen Versuche, das ‚Seiende als Seiendes‘ oder das Wesen der Dinge zu ergründen, müssen notwendig an unseren begrenzten menschlichen Möglichkeiten scheitern, da bestimmte Widersprüche unauflösbar in unserer Natur angelegt sind, wie dies bereits oben dargelegt wurde und in den folgenden Abschnitten noch zu zeigen sein wird.

## 2.7. Die Freiheitsproblematik:

Die Ursache-Wirkung-Problematik begegnet uns ebenfalls beim Verständnis von Freiheit. Wenn man dem Menschen zubilligt, Spielräume freien Entscheidens zu besitzen, muß man ihn zumindest teilweise aus dem Bedingungsgefüge von Ursache und Wirkung entlassen, weil ansonsten alles Handeln infolge der diesem zugrunde liegenden Ursachen vollkommen determiniert wäre. Freiheit wäre somit ein rein negativer Begriff, nicht im Sinne einer Wertung von gut oder schlecht, sondern insofern, als daß er lediglich etwas Indeterminiertes bezeichnete. Wir empfinden in uns ein Gefühl von Freiheit, und es gehört zu unserem Selbstverständnis, über einen freien Willen zu verfügen, weil ansonsten alle Überlegungen über zukünftiges Handeln sinnlos wären, da ja alles gesetzmäßig vorgegeben wäre, ohne daß es überhaupt einen Entscheidungsspielraum für uns gäbe. Aber diesen freien Willen können wir niemals rational verstehen, denn, wenn wir versuchen uns einen freien Willen vorzustellen, geraten wir auch deshalb schon in Widersprüche, weil alle inneren Motive auch wieder als Ursachen für Handlungen zu verstehen sind und eine Freiheit, die völlig losgelöst von allen unseren inneren Gegebenheiten existierte, nichts mehr mit uns selbst zu tun hätte. Sobald wir versuchen, etwas zu verstehen, halten wir Ausschau nach Bedingungen, ob es nun äußere oder innere sind. Verstehen wir ein Phänomen, dann kennen wir alle Ursachen, die zu ihm *notwendig* geführt haben; wenn dem nicht so ist, haben wir das besagte Phänomen noch nicht völlig verstanden und müssen weiter suchen. Egal wie klein wir uns den nicht determinierten Spielraum freien Handelns in einer bestimmten Situation auch vorstellen mögen, in einer Situation also, in der wir wirklich auch meinen, jenen Spielraum zu besitzen, so dürfte dieser in keiner Weise dem Bedingungsgefüge von Ursache und Wirkung unterworfen sein, da er ja sonst bedingt und nicht frei wäre. Dies gilt in gleicher Weise für äußere und innere Ursachen, wie Gefühle oder rationale Erwägungen, die zu einer bestimmten Handlung geführt haben. Etwas, das aber von nichts verursacht ist, können wir uns nicht vorstellen, weil eine Vorstellung immer auch die Möglichkeit der Angabe von Bedingungen impliziert. Infolgedessen bleibt es für uns allein aus diesem Grund letztlich immer unverständlich, wie der Mensch durch freie Entscheidungen den Lauf der Dinge ändern können sollte, da Verstehen für uns ja immer an die Angabe von Bedingungen gebunden ist. Aller-

dings läßt sich auch das Gegenteil, d.h. daß es keine Freiheit gibt, nicht beweisen. Denn wie sollte ein solcher Beweis aussehen? Einer bestimmten Handlung sieht man nicht an, ob sie vollständig unfrei war oder nicht; man nimmt nur sie, aber nicht eine möglicherweise freie Entscheidung, welche ihr zugrunde gelegen haben mag, wahr. Wir haben als Menschen keinerlei Möglichkeit, die Nichtexistenz des Grenzbegriffes ‚Freiheit‘ zu beweisen, weil unser Denk- und Erkenntnisapparat keine entsprechenden Fähigkeiten bereithält. Denn einerseits läßt sich empirisch die Nichtexistenz von irgend etwas niemals sicher feststellen, da wir allenfalls ein bisheriges Nichtbeobachten des in Rede stehenden Etwas wissenschaftlich korrekt aussagen können, welches aber in Zukunft dennoch vielleicht einmal als existent nachgewiesen wird. Andererseits ist es für unsere Vernunft schlechterdings unmöglich, über etwas wie die Freiheit sicheres aussagen bzw. beweisen zu können, weil wir dafür Gründe – also Bedingungen – angeben müßten. Die Freiheit als etwas Unbedingtem entzieht sich aber ex definitione genau diesem Bedingungsgefüge, in welchem unsere Vernunft beim Verstehen von Phänomenen notwendig gefangen bleibt, so daß sie allein dadurch niemals zwingende Aussagen über die Freiheit zu treffen vermag.

Wir besitzen lediglich dieses unausrottbare Gefühl von Freiheit in uns und müssen uns auch allein schon deshalb grundsätzlich die Möglichkeit von Freiheit zugestehen, weil davon unsere ganz besondere Würde abhängt. Besäßen wir keine Freiheit, wäre all unser Handeln vorherbestimmt. Wir glichen einer Maschine, welche keine eigenen Entscheidungen treffen könnte und somit auch keinerlei Verantwortung für ihr Handeln zu übernehmen hätte. Damit entbehrten Moral und Recht jeder Grundlage. Da wir die Existenz von Freiheit weder be- noch widerlegen können, ergibt es aus den vorgebrachten Gründen durchaus Sinn, sie für uns Menschen zu reklamieren, ohne damit aber die oben gezogenen prinzipiellen Grenzen zu überschreiten.

Wir müssen nun noch sehen, ob Freiheit wirklich *nur* als negativer Begriff zu denken ist, ohne dabei jedoch den oben erwähnten Widerspruch, der sich aus dem Gegensatzpaar ‚Determination – Indetermination‘ und dem damit zusammenhängenden Verständnisproblem hinsichtlich der Angabe von hinreichenden Bedingungen zur Erklärung eines Phänomens ergibt, vergessen machen zu wollen. Diese Problematik ist prinzipiell für unsere Vernunft nicht lösbar! Ich



möchte nachfolgend nur zeigen, inwieweit sich trotz dieser grundsätzlichen Grenzen für uns ein Begriff von Freiheit entwickeln läßt, welcher ein besseres Verständnis für ein humanes ‚Ich‘ mit seiner ganz besonderen Würde ermöglicht und damit auf Selbstverantwortung sowie Freiheit fußt. Da rein negative Begriffe für uns nicht verständlich sein können, obgleich wir solche dennoch notwendig benutzen müssen (s.o. und s.u.), versuche ich nun, Freiheit auch positiv zu erfassen. Wenn wir meinen, etwas frei und selbstverantwortlich entscheiden zu können, darf einer solchen Entscheidung nichts anhaften, was wir nicht selber **wollen!** Kein äußerer oder innerer Zwang darf uns zu einer Handlung, für die wir meinen, uns frei entschieden zu haben, führen, denn sonst besäßen wir dieses Gefühl der Freiheit nicht. Desweiteren muß diese Entscheidung aber etwas mit uns selbst zu tun haben, d.h. wir müssen sie innerlich bejahen. Dies versuchen wir dadurch zu gewährleisten, daß wir bei vielen, wenn auch nicht allen freien Entscheidungen vorher Überlegungen anstellen, warum wir jenes und nichts anderes wollen. Dieses Nachdenken wiederum wird durch die uns umgebende Umwelt maßgeblich beeinflußt und zwar durchgängig, so daß ein dauernder Kommunikationsprozeß zwischen dem ‚Ich‘ und allem ‚Nicht-Ich‘ stattfindet. Erst aufgrund dessen meinen wir, sinnvolle Abwägungen anstellen und daraufhin Entscheidungen treffen zu können sowie diese auch innerlich als eigene anzuerkennen, im Gegensatz z.B. zu inneren Zwängen, die einem nicht das Gefühl von Freiheit zu vermitteln vermögen, auch wenn sie aus uns selbst heraus erfolgen. Wenn wir etwas als eigene Entscheidung billigen wollen, suchen wir also nach Gründen, warum wir es sollen wollen. Dabei geraten wir notwendig in den oben schon benannten Zirkel der ‚Ursache-Wirkung-Problematik‘, welcher für uns unauflösbar bleibt. Wenn wir dies nun akzeptieren, da wir auch gar nicht anders können, so ist eine frei getroffene Entscheidung deshalb frei, weil in uns ein Vorgang stattgefunden hat, der zwar durch Nachdenken vorbereitet worden war, aber an dessen Ende eine **innere Bejahung** bzw. **Billigung** durch uns selbst **ohne weitere Angabe von Gründen** erfolgt ist. Diese innere Bejahung bzw. Billigung ist kausal nicht weiter hinterfragbar, denn nach allem Sammeln von Gründen, die für und wider eine Handlung sprechen, muß irgendwann eine Entscheidung stehen, die wir dann als **unsere eigene anerkennen!** Bei allen Willensäußerungen, welchen keine rationalen Über-

legungen vorangehen und für die keine besonderen Gründe auszumachen sind, wie z.B. willkürlich in einem Moment die Hand heben zu können, ohne irgend etwas damit zu bezwecken, ist dieser Zusammenhang ganz augenfällig, vorausgesetzt wir wollten es bewußt so! Diese Vorstellung von innerer Bejahung ist deshalb für uns letztlich nicht verständlich, weil sich eben keine Gründe dafür vorbringen lassen, da vorausgegangene Überlegungen eines Für und Wider zwar erfolgt sein mögen, aber die Bejahung selbst nicht einer mechanischen Rechenoperation entsprungen sein kann, wenn sie frei sein soll. Der Bereich, in welchem eine solche Bejahung stattfindet, ist daher rational nicht nachvollziehbar. Damit bleibt der Begriff der Freiheit weiterhin problematisch.

Dennoch können wir abschließend konstatieren, daß dem Begriff der Freiheit, neben seiner negativen Bedeutung als Gegensatz zu demjenigen der Determination, für uns nur insofern eine positive Bedeutung zukommen kann, als daß er etwas ausdrückt, welches **aus uns selbst bewußt entsprungen sein muß, ohne daß wir das Gefühl haben, bei unserem Wollen fremdbestimmt zu sein und wir daher bei einer freien Willensentscheidung eine *innere Bejahung* durch uns voraussetzen müssen.**<sup>19</sup>

---

<sup>19</sup> In diesem Zusammenhang möchte ich ein Buch von Peter Bieri erwähnen: Das Handwerk der Freiheit. Über die Entdeckung des eigenen Willens. München Wien 2001. Dort behandelt er die oben erörterte Problematik ausführlich und allgemeinverständlich, wofür ihm sehr zu danken ist. Er breitet dabei viele Argumentationsstränge, welche die Fragen der Freiheit und ihres Verständnisses für uns berühren, aus und kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, daß eine freie Willensäußerung nur dann als solche zu charakterisieren sei, wenn sie durch uns bewußt gebilligt worden sei. Auch meint er, daß diese Billigung durch einen Kommunikationsprozeß mit der Umwelt beeinflußt werde und ein Vorgang des Aneignens durch uns erfolge. Daraus entwickelt er den Begriff einer ‚angeeigneten bzw. bedingten Freiheit‘. Allerdings vernachlässigt er bei der Erklärung dieser Freiheitsvorstellung im dritten Teil seines Buches die von mir oben erwähnten Widersprüche, welche dem Begriff der Freiheit notwendig inhärent sind, so daß er die letztlich rationale Unverständlichkeit des Vorgangs der Billigung meiner Meinung nach nicht hinreichend deutlich werden läßt. Dieser Einwand ändert aber nichts daran, daß ich sein Buch für außerordentlich gelungen halte und jedem an diesem Thema Interessierten auf jeden Fall zur Lektüre empfehlen möchte.

## 2.8. Die Wahrheitsproblematik:

Wenn wir uns die Frage nach der Wahrheit stellen, geraten wir sofort in Schwierigkeiten, insbesondere wenn wir uns noch einmal das oben Aufgeführte mit seinen ganzen Widersprüchen vor Augen führen.

Wenn als Folge hiervon jedoch Wahrheit geleugnet wird, so ist auch dies in sich widersprüchlich, denn die Leugnung von Wahrheit beansprucht ja selbst schon wieder wahr zu sein: „Der nämlich, der alles für wahr erklärt, der erklärt damit auch die der seinen entgegenstehende Behauptung für wahr, also seine eigene für nicht wahr (da jene des Gegners seine eigene nicht für wahr erklärt); wer aber alles für falsch hält, der hält auch seine eigene Behauptung für falsch.“<sup>20</sup> Einerseits kommt unser Denken ohne den Wahrheitsbegriff nicht aus, denn jegliches Denken beruht auf Festlegungen, die für sich ein Wahrsein beanspruchen müssen, und andererseits sind wir nicht in der Lage, wirklich festzulegen, was letztlich wahr ist. Das sokratische ‚Ich weiß, daß ich nichts weiß‘ beschreibt diesen Widerspruch sehr prägnant, und Platon ließ viele seiner Dialoge in der Aporie enden.

Augustinus sah im Zweifel, der Ungewißheit eine Grundtatsache unseres Seins, denn daran, daß wir zweifeln, können wir nicht zweifeln: „Si enim fallor, sum.“<sup>21</sup> Ebenso fand Descartes in dem Satz ‚Cogito ergo sum‘<sup>22</sup> eine angeblich letzte, unbezweifelbare Gewißheit, die ihm

---

<sup>20</sup> Aristoteles, Metaphysik 4, 8; 1012 b, 15.: „ὁ μὲν πάντα ἀληθῆ λέγων καὶ τὸν ἐναντίον ἑαυτοῦ λόγον ἀληθῆ ποιεῖ, ὥστε τὸν αὐτοῦ οὐκ ἀληθῆ (ὁ γὰρ ἐναντίος οὐ φησιν αὐτὸν ἀληθῆ), ὁ δὲ πάντα ψευδῆ καὶ αὐτὸς ἑαυτόν.“ Im obigen Abschnitt findet sich meine deutsche Übersetzung des zitierten griechischen Textes. Hierbei möchte ich darauf hinweisen, daß Übersetzungen immer auch Interpretationen darstellen, weil jede Sprache das Resultat ihrer eigenen Geschichte ist. Die griechischen Wörter ‚ἀλήθεια‘ bzw. ‚ἀληθής‘ übersetzen wir im Deutschen i.d.R. mit ‚Wahrheit‘ bzw. ‚wahr‘, obgleich sie wörtlich das ‚Nichtverborgene‘ bzw. ‚nichtverborgen‘ bedeuten. Infolgedessen muß man für eine **wissenschaftlich** seriöse Auseinandersetzung über entsprechende sprachliche Kenntnisse verfügen. Falls man nicht über solche Kenntnisse verfügt, so kann es dennoch sehr sinnvoll sein, sich die aufgeführten Gedanken zu Gemüte zu führen, um seinen eigenen Horizont so weit zu erweitern, wie es einem eben möglich ist.

<sup>21</sup> Augustinus: De Trinitate 10, 10, 14.

<sup>22</sup> Auch in mehreren Werken von Augustinus finden sich neben der bereits oben erwähnten Stelle noch weitere zu dieser Problematik: An sechs Stellen sind Anklänge an die Cogito-Formel nachzulesen: so in De beata vita 2,7 oder in Soliloquia 2, 1, 2. Sehr prägnant ist der Zusammenhang aber in De vera

als Ausgangspunkt einer rationalen und widerspruchsfreien Philosophie dienen sollte, ohne diesen Anspruch natürlich einlösen zu können. Desweiteren setzt der Begriff des Zweifelns auch den der Wahrheit voraus, da man nur an etwas zweifeln kann, wenn man annimmt, daß es nicht wahr sei und somit die Vorstellung von Wahrheit notwendig mitdenken muß, ohne damit das Wahrheitsproblem zu lösen und aufzeigen zu können, was letztlich wahr ist.

Ein weiteres Problem der Wahrheitserkenntnis soll kurz erläutert werden. In der Philosophiegeschichte ist von der Antike bis zur Neuzeit häufig die Mathematik als bestes Beispiel für unbezweifelbare Erkenntnisse angesehen worden, z.B.  $3 \times 5 = 15$ . Ob das errechnete Ergebnis jedoch richtig ist, muß durch Menschen überprüft werden, indem sie nachrechnen, ob es stimmt oder nicht. Da man jedoch niemals sicher sein kann, daß sich jemand verrechnet, bleibt eine gewisse Unsicherheit auch dort notwendig bestehen, weil auch sehr viele Menschen sich verrechnen können. Denn alle Ergebnisse jeder Wissenschaft beruhen auf menschlichem Denken, welches niemals sicher Fehlerfreiheit für sich reklamieren kann. Und dies gilt selbstverständlich auch für Mathematik und Logik!

---

religione 39, 73 zu fassen, wo es heißt: ‚Wer auf den Akt des Zweifelns achte, könne eben darin eine Gewißheit finden, wer an der Existenz von Wahrheit zweifle, könne eben in seinem Zweifel etwas unbezweifelbar Wahres entdecken.‘

Drei weitere Cogito-Stellen finden sich in De civitate Dei 11, 26 und in De trinitate 15, 12, 21. In De libro arbitrio 2, 3, 7 bildet diese Gewißheit sogar den Ausgangspunkt für den anschließenden Gottesbeweis (etwas, das wir auch bei Descartes so ähnlich vorfinden).

## 2.9. Immanuel Kant: Möglichkeiten und Grenzen menschlichen Verständnisses:

Nachfolgend soll eine kurze Auseinandersetzung mit Immanuel Kant erfolgen, weil er, neben den alten Griechen, zu den größten Philosophen der Menschheitsgeschichte gehört. Obgleich ich einigen seiner zentralen Thesen mittlerweile sehr kritisch gegenüberstehe, so verdanke ich ihm dennoch außerordentlich viel und meiner Bewunderung für sein Werk sollen alle vorzubringenden Kritikpunkte keinen Abbruch tun, weil auch und zum Teil gerade aus Irrtümern weiterführende Einsichten erwachsen können.

Kants kritische Philosophie setzt sich im theoretischen Teil mit dem Problem menschlicher Erkenntnis, also der Frage „Was kann ich wissen“ und im praktischen mit der Moral, also der Frage „Was soll ich tun“<sup>23</sup>, auseinander; beides Topoi der gesamten Philosophiegeschichte.<sup>24</sup> Zum zuerst genannten Problembereich formulierte Locke, die scholastische Position aufnehmend, folgendes: „Nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu“, worauf Leibniz trocken erwiderte: „Nisi intellectus ipse.“<sup>25</sup> Dieser Disput zweier Vorgänger Kants beleuchtet kurz und prägnant einen wesentlichen Ausgangspunkt seiner Philosophie, nämlich die Frage, welchen Anteil die menschliche Vernunft an der Erkenntnis hat, ob sie sich zur Außenwelt nur passiv und unfrei verhält oder selbst etwas und wenn ja, was genau in diesen Prozeß miteinbringt. Kant vertritt die Auffassung, daß der menschliche Verstand nicht passiv oder nur marginal an der Erkenntnis beteiligt sei, sondern sie geradezu konstituiere; dies nennt er, in Anlehnung an die Kosmologie, die ‚kopernikanische Wende‘, welche seine Thesen für die Philosophie beanspruchen könnten. Wenn, wie die englischen Empiristen Locke und Hume behaupten, nichts im Verstande sei, was nicht vorher in den Sinnen gewesen wäre, verhielte er sich lediglich passiv, und alle menschliche Erkenntnis stammte aus der Erfahrung. Infolgedessen existieren nach Hume nur aus der

---

<sup>23</sup> beide Zitate aus: Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft. Hg. W. Weischedel. Sonderausgabe Wissenschaftliche Buchgesellschaft Bd. 4 Darmstadt 1983. S. 677

<sup>24</sup> vgl. hierzu: Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft. Hg. W. Weischedel. Sonderausgabe Wissenschaftliche Buchgesellschaft Bd. 8 Darmstadt 1983. S. 173 und 242 (erste und zweite Fassung)

<sup>25</sup> Beide Zitate nach: Wilhelm Windelband: Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Tübingen <sup>17</sup>1980. S. 398

äußeren und inneren Wahrnehmung stammende Eindrücke (impressions) sowie Vorstellungen (ideas), welche Nachbilder bzw. Erinnerungen der ersteren seien. Komplexe Vorstellungen, wie z.B. wissenschaftliche Theorien, entstünden demnach durch die verschiedensten Kombinationen aus Eindrücken und Vorstellungen. Außer diesem gebe es nichts, weder so etwas wie Substanz und damit eine Seele oder ein bleibendes ‚Ich‘, noch Kausalität, da wir immer nur ein Nacheinander in der Zeit und kein Wegeneinander wahrnehmen. Wenn wir trotzdem so etwas wie Substanz oder Kausalität dächten, so geschehe dies aufgrund von Gewöhnung, die eine dahingehende psychische Nötigung darstelle. Eine Gegenposition hierzu vertraten Rationalisten wie Descartes oder Leibniz, welche dem Verstand die Gewinnung wahrer Erkenntnisse aus sich selbst heraus mittels korrekten logischen Denkens und damit auch die Möglichkeit richtiger Aussagen sowohl über die wahrnehmbare Außenwelt als auch darüber hinaus im metaphysischen Bereich zusprachen, ohne allerdings vorher eine kritische Prüfung des Verstandes und seiner Möglichkeiten sowie Grenzen vorzunehmen, wodurch dieser Rationalismus in seiner Methode dogmatisch war. Kant nimmt nun beide Positionen auf und geht über sie hinaus. Die Erfahrung sei demnach etwas Zusammengesetztes und zwar bestehend aus den äußeren Eindrücken und dem, was wir durch unseren Verstand selbst hinzufügten. Obgleich alle Erkenntnis mit der Erfahrung anfangen, da unsere Sinne durch äußere Reize zunächst affiziert werden müßten und diese somit jenen zeitlich immer vorausgingen, bedeute dies aber keineswegs, daß auch alle Erkenntnis **aus** der Erfahrung stamme. Denn die in uns befindliche Funktionsweise des Verstandes sei **vor** aller Erfahrung in uns angelegt, sie stamme nicht aus jener. Kants Transzendentalphilosophie als einer nicht empirischen Wissenschaft nicht empirischer Bedingungen empirischer Erkenntnisse beschäftigt sich also mit **reinen**, d.h. vor aller Erfahrung liegenden Erkenntnissen. Mithilfe unserer Verstandeskategorien erzeugten wir selbst die Welt, die wir wahrnehmen, indem wir das uns von außen gegebene Material entsprechend dieser Kategorien verarbeiteten, so daß beispielsweise Raum und Zeit oder die Kausalität in uns angelegt seien und wir infolgedessen valide Aussagen über die uns umgebende Umwelt treffen könnten, da jene insoweit ja durch uns selbst erzeugt worden sei. Allerdings, so betont Kant einschränkend, könnten wir über die ‚Dinge an sich‘, also wie sie

unabhängig von unserer Erfahrung seien, nichts aussagen. Gleichwohl existierten diese Dinge an sich, und die Welt sei somit nicht nur ein Produkt unseres Geistes, wie der Idealismus behauptet. Unser Verstand benötige das von den Sinnen schon verarbeitete Material und forme es weiter, wodurch dann gesicherte Erkenntnisse entstünden, d.h. daß Begriffe ohne Anschauungen leer seien und damit jeglicher metaphysischen Spekulation der Boden einer gesicherten Erkenntnis entzogen sei, da man nur mithilfe reiner Verstandeserkenntnis, ohne sie an der empirischen Realität, so wie sie uns durch die Sinne gegeben sei, zu prüfen, alle möglichen Denkgebäude errichten könne, welche aber damit keinerlei Anspruch auf Wahrheit erheben könnten. Andererseits seien Anschauungen ohne Begriffe blind, weil erst durch die Tätigkeit des Verstandes und seiner Kategorien wie z.B. der Kausalität ein für uns verständliches Bild der Außenwelt entstehe. Hier sollten nur kurz einige wesentliche Eckpunkte von Kants theoretischer Philosophie angesprochen werden, um sich nachfolgend mit Problemen, welche sich daraus ergeben, auseinanderzusetzen, wobei entsprechende Kenntnisse hier vorausgesetzt sind.

Der Begriff des ‚Dinges an sich‘, auch wenn er nur als Grenzbegriff dient, ist in sich widersprüchlich, weil er einen Kausalschluß von der Welt außerhalb unseres Verstandes auf die uns erscheinende Welt darstellt, mithin eine Anwendung einer nur für unser Denken gültigen Kategorie außerhalb ihres von Kant vorgegebenen Wirkungsbereiches. Wir sind grundsätzlich nicht in der Lage zu beweisen, ob es überhaupt eine Welt außerhalb unserer Vorstellungen gibt oder nicht, obwohl wir uns der Existenz einer solchen dennoch gefühlsmäßig ganz sicher sind. Der Versuch, durch die Konstruierung des ‚Dinges an sich‘, eine Ursache für das weltliche Bedingungsgefüge außerhalb desselben mit Hilfe unseres Verstandes rational verständlich herauszuarbeiten, ist notwendig zum Scheitern verurteilt, weil ein solcher Versuch die Grenzen unserer Möglichkeiten überschreitet. Obwohl Kant auch keineswegs behauptete, man könne die Existenz eines ‚Dinges an sich‘ beweisen, so setzt er bei seiner Philosophie dies jedoch voraus, indem er beispielsweise vielfach betont, daß die ‚Welt an sich‘ keinesfalls so beschaffen sei, wie wir sie wahrnehmen bzw. für uns selbst konstruierten. Man muß sich hier ganz einfach die Frage stellen, warum die Welt an sich denn nicht so sein soll, wie wir sie wahrnehmen, ohne damit zu behaupten, daß sie so sei, aber dennoch

zumindest die Möglichkeit einer solchen Annahme zu konstatieren. Obwohl wir durch die moderne Physik sowie unter Zuhilfenahme neuester Technik heute z.T. sogar sehr anschaulich darlegen können, daß die Welt, die wir wahrnehmen, nicht so ist, wie wir sie nur mithilfe unserer Sinne wahrnehmen, so ist doch auch letztlich dies nur wieder ein Konstrukt durch uns selbst, dessen Wahrheit ebenfalls letztlich nicht beweisbar ist und damit die Welt doch wieder so sein könnte, wie wir sie durch die Sinne wahrnehmen. Um jeglichem Mißverständnis vorzubeugen möchte ich allerdings betonen, daß ich mich natürlich keineswegs gegen die neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse wende, sondern sie im Gegenteil für außerordentlich nützlich halte und deren Einbeziehung für die Erklärung der Welt, so weit wir sie eben mit unseren Sinnen einschließlich aller technischen Hilfsmittel und unserer Vernunft erkennen können, nachdrücklich einfordere. Dennoch bleibt die oben dargelegte Problematik bestehen, daß letzte Gewißheit – in welcher Frage auch immer – für uns Menschen unerreichbar bleibt und somit auch die Behauptung, die Welt an sich sei auf gar keinen Fall so, wie wir sie wahrnehmen, keinen absoluten Wahrheitsanspruch erheben kann. Daher sollten wir uns meiner Meinung nach darauf beschränken, in dieser Frage einfach keine sinnvollen Aussagen treffen zu können und stattdessen die Welt mit den uns gegebenen Möglichkeiten zu interpretieren. Dabei sollten wir uns aber mit Kant immer bewußt machen, daß es sich eben um eine von uns selbst zumindest mit geschaffene Welt handelt, um dadurch nicht einem unkritischen, naiven Dogmatismus anheimzufallen.

Ebenso problematisch in der Kantischen Philosophie ist die Frage, wie man als Mensch zu einer reinen Erkenntnis gelangen können soll, da auch die sog. nicht empirischen Bedingungen für uns immer empirisch gegeben sind. Wenn wir uns Gedanken über Raum, Zeit oder Kausalität sowie deren Herkunft und Stellung im Rahmen unseres Erkenntnisprozesses machen, so kann dies nur empirisch geschehen, sonst wären es nicht unsere Gedanken. Infolgedessen gibt es für uns keine reine Erkenntnis; sie ist letztlich für uns nicht einmal vorstellbar. Wir sind lediglich in der Lage, verschiedene Funktionsweisen unserer Anschauung sowie unseres Denkens zu erkennen, wobei wir zu dieser Erkenntnis aber nur immer durch die Empirie gelangen können: Wir denken so wie wir denken, weil wir nur so denken können, und dies erkennen



wir durch unser Denken und niemals anders. Diesem Zirkel können wir nicht entfliehen. Darüber hinaus bleiben alle in den vorigen Abschnitten aufgeführten und für uns unauflösbaren Widersprüche innerhalb unserer Erkenntniskategorien weiterhin bestehen.

In seiner praktischen Philosophie behauptet der Königsberger, daß der Mensch einerseits ein Teil der Sinnenwelt sei, in welcher alles durch physikalische Gesetze (Newtons Physik) determiniert sei, andererseits aber auch einem **Reich der Freiheit** angehöre, das als getrennt von der empirischen gedacht werden müsse, weil es sonst nicht als frei betrachtet werden könne. Kant gibt selber zu, daß die Verbindung dieser beiden Welten im Menschen für uns letztlich unerklärlich bleibe. Meiner Meinung nach ist sie aber nicht nur unerklärlich, sondern sogar widersprüchlich, und dieser Widerspruch bleibt unauflöslich (s.o. und s.u.). Es ist nicht einzusehen, wie die Freiheit in einer determinierten empirischen Welt praktisch, d.h. wie sie durch unsere Handlungen in einer an sich doch gesetzmäßig bestimmten Welt wirksam werden sollte, denn dies kann wiederum nur geschehen, wenn die empirische Welt nicht determiniert wäre. Dies wiederum kollidiert z.B. mit der Kategorie der Kausalität, mit deren Hilfe wir nach Kant die empirische Welt selbst konstruieren.<sup>26</sup> Desweiteren erörtert Kant die in dem Begriff der Freiheit selbst liegenden und für uns unauflösbaren Widersprüche (s.o.) nicht näher. Dennoch meint er im **kategorischen Imperativ** ein allgemeingültiges, auf der Freiheit basierendes Moralprinzip für alle vernünftigen Wesen gefunden zu haben, welches aufgrund seiner reinen Formalität diesen Anspruch einzulösen vermöge, da es nicht aus der Erfahrung gewonnen sei. Daß dies ein Denkfehler Kants war, ergibt sich aus dem oben bereits Dargestellten, weil wir alle Erkenntnis nur empirisch gewinnen können und etwas rein Formales durch unsere Vernunft nicht gedacht werden kann. Ebenso wenig sind wir in der Lage, etwas als unumstößlich richtig zu bezeichnen, allein schon deshalb, weil wir uns als Menschen immer täuschen können (s.o.).

---

<sup>26</sup> In der modernen Physik existiert die strenge Kausalität wie bei Newton nicht mehr, so daß wir heute eine derart schroffe Gegenüberstellung der zwei Welten von empirischer Determination und ideeller Freiheit allein schon deshalb nicht mehr vornehmen müssen, um dadurch eine Physik der völligen Kausalität und Berechenbarkeit zu ermöglichen, ohne gleichzeitig jegliche Möglichkeit von Freiheit für uns aufzugeben.

Trotz der vorgebrachten Kritikpunkte bleibt es das große Verdienst von Kant, den aufrichtigen Versuch unternommen zu haben, gegen einen radikalen Skeptizismus bzw. Relativismus Stellung sowohl in theoretischer als auch in praktischer Hinsicht bezogen und gleichzeitig unser Erkenntnisvermögen kritisch durchleuchtet zu haben. Das, was Sokrates gefühlsmäßig postulierte, nämlich daß es eine allgemeingültige Wahrheit gebe, auch wenn er sie in seinem Leben nicht gefunden habe, versuchte Kant rational zu ergründen und meinte es in seiner Transzendentalphilosophie zumindest im Hinblick auf die Funktionsweisen und Grenzen menschlicher Erkenntnis als auch hinsichtlich der Moral gefunden zu haben. Obgleich er diesem Anspruch nach dem oben Erörterten nicht ganz gerecht wurde, so können die Erkenntnisse seiner theoretischen wie praktischen Philosophie als bahnbrechende Fortschritte in der menschlichen Geistesgeschichte bezeichnet werden!

## 2.10. Anerkennung der Grenzen menschlicher Möglichkeiten und die Entwicklung pragmatischer Setzungen:

Die oben erörterten Widersprüche können trotz aller Versuche dennoch prinzipiell nicht von der menschlichen Vernunft aufgelöst werden. Eigentlich dürften wir uns mit dieser Feststellung nicht abfinden, weil ein zentrales Denkprinzip dem diametral entgegensteht, nämlich der Satz vom zu vermeidenden Widerspruch, wonach man von dem Einen nicht das Eine und sein Gegenteil zugleich behaupten darf. Wir müßten demnach anders denken und können es dennoch nicht, wir suchen nach Auflösung und wissen, daß wir sie nicht finden werden. Alle Bemühungen der Philosophie, diesem Dilemma zu entkommen, waren und sind notwendig zum Scheitern verurteilt, weil unsere Vernunft so widersprüchlich angelegt ist. Auch wenn es wenig Trost spendet, so zeigen sich z. B. einige dieser Probleme auch in der modernen Physik, deren große Entdecker teilweise in schiere Verzweiflung gerieten, da ihre Ergebnisse einfach nicht in einen mit unserem Denken widerspruchsfreien Einklang zu bringen sind und sich der Begriff der Materie auch in der Physik, ebenso wie in der Philosophie, als höchst problematisch erwiesen hat, weil beispielsweise ein Teilchen mal als Körper mal als im Raum ausgedehnte Welle erscheint, abhängig von den Beobachtungsbedingungen, oder daß der Aufenthaltsort eines Elektrons nicht genau im Raum-Zeitgefüge bestimmbar ist und somit nur Aufenthaltswahrscheinlichkeiten angegeben werden können, sowie schließlich daß unser Raum nicht dreidimensional ist, obwohl wir uns dies niemals werden wirklich vorstellen können.<sup>27</sup>

Was sollen wir also tun, um eine Grundlage zu finden, auf der sinnvoll aufzubauen ist? Nach allen vergeblichen Bemühungen der Geistesgeschichte, die genannten Probleme einer Lösung zuzuführen und der Einsicht, daß sie für uns Menschen schlechterdings unlösbar sind und bleiben, müssen wir wohl oder übel damit leben. Denn auch die eben aufgestellte Behauptung, daß diese Probleme unlösbar seien, bean-

---

<sup>27</sup> Einige bedeutende Physiker sollen hier genannt sein: Niels Bohr, Albert Einstein, Werner Heisenberg, Max Planck, Erwin Schrödinger. In diesem Zusammenhang möchte ich zwei Bücher erwähnen, welche versuchen, moderne physikalische Erkenntnisse auch für den Nicht-Physiker verständlich darzulegen: Ernst Peter Fischer: Werner Heisenberg. Das selbstvergessene Genie. München 2001 sowie Gert – Ludwig Ingold: Quantentheorie. Grundlagen der modernen Physik. München 2002.

spricht ja wieder wahr zu sein. Aus diesem Zirkel gibt es kein Ent-  
rinnen. Dies müssen wir einfach akzeptieren, ohne uns jemals damit  
wirklich zufrieden geben zu können; auch dies ein notwendiger Zwie-  
spalt, ein Widerspruch. Dennoch sehen wir, daß die Menschheit damit  
leben kann, weil sie damit leben muß! Hier erscheint es mir ange-  
bracht zu sein, Heraklit heranzuziehen. Dieser ging davon aus, daß die  
Welt aus einem unablässigen Kampf von Gegensätzen, also sich  
widerstreitender Kräfte, hervorgehe und dies selbstverständlich auch  
unser Erkenntnisvermögen bestimme: Denn z.B. erst durch die Krank-  
heit wüßten wir, was Gesundheit bedeute. Somit impliziert Erkenntnis  
notwendig Abgrenzung und z.T. sogar die – zumindest gedankliche  
Konstruierung – von Gegensatzpaaren: Endlichkeit, räumlich oder  
zeitlich, ist für uns erst verständlich, wenn wir den Begriff der Unend-  
lichkeit formulieren; gleiches gilt z.B. für das Gegensatzpaar Determi-  
nation und Indetermination. Somit verwenden wir Begriffe notwendig  
in unserem Denken, ohne daß wir sie letztlich verstehen können.  
Einen in diesem Zusammenhang interessanten Ansatz vertrat der Neu-  
kantianer Hans Vaihinger. Er begründete den sog. ‚*Fiktionalismus*‘,  
indem er dabei die regulativen Ideen Kants weiterverarbeitete.<sup>28</sup>  
Demnach verwendeten wir Hilfsbegriffe in unserem Denken, welche  
entweder nicht beweisbar oder sogar in sich widersprüchlich seien,  
wie z.B. den der Freiheit. Dennoch erwiesen uns diese ‚Als-ob-  
Begriffe‘ wertvolle Dienste im Alltag, ja sie seien teilweise sogar  
notwendig zu denken. Die Rechtfertigung ihrer Benutzung liege also  
allein in ihrer praktischen Tauglichkeit, welche sie für uns im ‚Kampf  
ums Dasein‘ beweisen müßten. Sie bestünden also nicht um ihrer  
selbst willen, sondern seien nur Mittel zum Zweck. Erst wenn sie  
einer philosophischen Reflexion unterzogen würden, erwiesen sie sich  
als in höchstem Maße problematisch. Infolgedessen entwickelte  
Vaihinger einen ganz anderen Begriff von ‚Wahrheit‘: Wahr sei dem-  
nach alles, was wir richtig vorauszusagen vermöchten, indem wir uns  
aufgrund von Theorien und empirischer Beobachtungen ein zutreffen-  
des Bild von der Zukunft machten. Jede Überlegung, die dies zu leis-  
ten vermöge, habe somit als wahr zu gelten, zumindest so lange sie  
nicht durch die Erfahrung widerlegt würde. Wahrheit sei demnach  
nichts anderes als Nützlichkeit; einen anderen, objektiven Maßstab

---

<sup>28</sup> Hans Vaihinger: Die Philosophie des Als – Ob. System der theoretischen,  
praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit. Halle a. d. Saale 1911

gebe es nicht. Indem Vaihinger jedoch behauptet, daß diese Aussage wahr sei, unterliegt er dem in Abschnitt 2.8. erläuterten Widerspruch. Aber abgesehen davon erscheint mir sein Ansatz hinsichtlich der Nützlichkeit bzw. sogar Notwendigkeit solcher ‚Als-ob-Begriffe‘ insofern weiterführend zu sein, als daß wir gar nicht umhin können, sie in unserem Leben zu verwenden, wobei hier ihre entwicklungsge- schichtliche Genese von Vaihinger herangezogen wird, um ihre Tauglichkeit während des Evolutionsprozesses als plausible Begrün- dung ihrer Verwendung in der Gegenwart zu postulieren. Allerdings möchte ich hier dennoch anfügen, daß wir trotz solcher Nützlichkeits- erwägungen einen Wahrheitsanspruch in uns selbst vorfinden – rational wie auch emotional – welcher nicht allein mit der Tauglich- keit von Überlegungen zu befriedigen ist, so daß wir zwar durch Vaihingers Denkansatz eine weitere kritische Läuterung zu erfahren vermögen, aber letztlich dennoch keine Lösung der angesprochenen Probleme ausmachen können, weil dies die prinzipiellen Grenzen unserer Möglichkeiten als Menschen (s.o.) eben nicht erlauben. Die nachfolgenden Ausführungen beschäftigen sich nochmals mit den teilweise schon zuvor behandelten grundsätzlichen Fragen menschli- cher Erkenntnis, wobei vornehmlich modernere (20. Jahrhundert) philosophische Theorien kritisch betrachtet werden. Allerdings darf der Leser an dieser Stelle von mir keine Werksexegesen mit entspre- chenden Textbelegen einschließlich der relevanten Sekundärliteratur erwarten, weil dies mein Zeitbudget nicht zuläßt. Es geht mir einzig und allein um die Verdeutlichung der Schlüssigkeit und Sinnhaftigkeit meiner Thesen.

Zunächst schauen wir uns das Problem der Gleichheit bzw. Identität an, welches u.a. Gottlob Frege<sup>29</sup> sehr beschäftigte. Nehmen wir fol- gendes Beispiel:  $3 + 4 = 7$ . Obgleich nach den arithmetischen Regeln drei plus vier sieben ergeben, so ist die linke Seite des Termes aber offensichtlich nicht identisch mit der rechten. Das Auflösen von Termen ist ebenfalls ein gutes Beispiel dafür, wie wir mit Hilfe an-

---

<sup>29</sup> Gottlob Frege: Begriffsschrift. Jena 1879; ders.: Die Grundlagen der Arithmetik. Jena 1884; ders.: Die Grundgesetze der Arithmetik. Jena Bd.1 1893 Bd.2 1903; ders.: Aufsatzserie von 1891 bis 1892: Funktion und Begriff 1891, Über Sinn und Bedeutung 1892 sowie Begriff und Gegenstand 1892. Spätere Schriften zu logischen Untersuchungen: ders.: Der Gedanke. Jena 1918; ders.: Die Verneinung. Jena 1919; ders.: Gedankengefüge. Jena 1923.

alytischer Verfahren unsere Erkenntnis erweitern, und zwar einfach indem wir durch Rechnen bzw. Auflösen neue Zusammenhänge erschließen können. Somit sind Gleichheitszeichen im Gegensatz zu Äußerungen von Wittgenstein<sup>30</sup> sowohl in der Logik als auch Mathematik erkenntniserweiternd und unbedingt notwendig, womit Frege in diesem Punkt zuzustimmen ist. Er benutzte u.a. das Beispiel vom Morgenstern, welcher gleich dem Abendstern sei, was nichts weiter aussagen soll, als daß es sich bei dem hellen Himmelskörper am Abendhimmel um den gleichen handelt, wie um den ebenfalls hellen am Morgenhimmel. Obwohl es zwei verschiedene Wörter sind, bezeichnen sie den gleichen Gegenstand, der nur aus verschiedenen Zeitperspektiven beobachtet wird; es liegt also eine Gleichheit im Hinblick auf ein bestimmtes Merkmal vor und keine vollkommene Identität. Dennoch sind solche Gleichheitsaussagen offensichtlich sinnvoll. Vertiefen wir die Gleichheitsproblematik noch ein wenig, indem wir einen auf den ersten Blick eindeutigen Fall von Identität betrachten:  $a = a$ . Dieser Ausdruck scheint ebenso wahr wie trivial zu sein. Aber auch hier ist keine absolute Identität gegeben, da sich das linke  $a$  an einem anderen Ort als das rechte befindet bzw. beim Sprechen zuerst ein  $a$  zum Zeitpunkt  $x_1$  ertönt und das zweite  $a$  zum Zeitpunkt  $x_2$ . Das gleiche Problem beschreibt der Heraklit zugeschriebene Ausspruch, man könne nicht zweimal in denselben Fluß steigen, weil sowohl der Fluß als auch man selbst nicht als völlig identisch mit dem Zustand zuvor angesehen werden könnten. Damit begegnet uns auch wieder die prinzipielle logische Unvereinbarkeit von eleatischem Sein und heraklitischem Werden, in welchem unsere Vernunft zwingend gefangen ist. Gleichheit oder Identität ist eine notwendige Konstruktion des menschlichen Geistes, um die Welt für uns erfahrbar zu machen, auch wenn wir sie logisch niemals mit einem dauernden Prozeß des Werdens, der ebenso notwendig für die Möglichkeit einer Weltbetrachtung durch uns ist, widerspruchsfrei in Einklang zu bringen vermögen. Daher sind wir bei Identitätsfeststellungen darauf verwiesen, sie hinsichtlich bestimmter Merkmale, die wir möglichst genau definieren müssen, vorzunehmen. So können wir

---

<sup>30</sup> Ludwig Wittgenstein: Tractatus Logico-Philosophicus. 1921 bzw. 1922; in seinem 1953 posthum erschienenen Spätwerk ‚Philosophische Untersuchungen‘ findet seine teilweise radikale philosophische Neuorientierung Ende der 1920er sowie Anfang der 1930er Jahre ihren literarischen Niederschlag.

also durchaus aufgrund von Beobachtungen feststellen, daß es sich beim Morgen- und Abendstern um den gleichen Himmelskörper handelt, wobei auch wieder die Einschränkung zu machen ist, daß es sich letztlich natürlich insofern nicht um denselben handelt, als daß sich jener in der Zeit zwischen dem Morgen und dem Abend wieder in mehrfacher Weise (s.o.) verändert hat. Das prinzipielle Problem der Identität kann also zwingend nicht durch unsere Vernunft gelöst werden, und gleichzeitig müssen wir diesen Begriff verwenden, um uns in dieser Welt zurechtzufinden. Infolgedessen ist das Identitätspostulat als eine notwendige pragmatische Setzung durch uns gerechtfertigt, denn falls dies jemand leugnen sollte, wie wollte er diese Leugnung überhaupt formulieren, ohne gleichzeitig die Identität hinsichtlich der Bedeutung seiner Worte vorauszusetzen, damit seine Leugnungstheorie überhaupt zustande kommen sowie kommuniziert und damit durch andere überprüft werden kann. Das Identitätspostulat als Bestandteil des Postulates vom zu vermeidenden Widerspruch kann trotz seiner in letzter Konsequenz logischen Widersprüchlichkeit rational nicht bestritten werden, da eine derart ablehnende These genau jenes Postulat zunächst einmal selber verwenden muß.

Nun wende ich mich dem von Popper<sup>31</sup> begründeten kritischen Rationalismus zu, nach welchem induktive Aussagen niemals verifiziert, sondern allenfalls falsifiziert werden könnten, da noch so viele Beobachtungen vom Typ für alle a gilt Eigenschaft x oder immer wenn a dann b als absolut sicher anzusehen sind. Denn wir schauen dabei in die Vergangenheit und schließen daraus, daß es sich auch in Zukunft zwingend so wiederholen werde. Dafür gibt es allerdings keine Gewähr, wie schon Hume erkannte. Empirische Aussagen ließen sich nach Popper also lediglich falsifizieren, d.h. daß ein Gegenbeispiel genüge, um eine Allaussage zu widerlegen. In späteren Jahren ergänzte er seine Theorie dahingehend, daß sich auch eine Falsifikation selbst als fehlerhaft erweisen könne, wodurch eine absolut gültige Falsifikation letztlich doch nicht möglich sei.<sup>32</sup> An diesem Punkt möchte ich ansetzen, da genau hier die von mir zuvor bereits mehrfach

---

<sup>31</sup> Karl Raimund Popper: Logik der Forschung. Wien 1934; ders.: The Open Society and Its Enemies. 1945 (auf Deutsch: Die offene Gesellschaft und ihre Feinde); ders.: The Poverty of Historicism. 1957 (auf Deutsch: Das Elend der Historizismus)

<sup>32</sup> Vgl. hierzu ders.: Postskript zur Logik XXII ff.

angesprochene grundsätzliche Problematik wieder sichtbar wird, daß wir einerseits niemals absolut sichere Thesen aufzustellen vermögen, da wir uns immer täuschen können und daß andererseits dies eine in sich widersprüchliche Aussage ist, weil sie wiederum beansprucht wahr zu sein und gleichzeitig impliziert, daß es genau diese Wahrheit nicht gibt. Wir bleiben notwendig in diesem Zirkel gefangen. Popper mußte sich aber noch der Frage stellen, wann und warum wir eine Theorie einer anderen vorziehen sollten, wenn wir noch nicht einmal eine höhere Eintrittswahrscheinlichkeit für eine angeben könnten. Denn ich kann noch so viele weiße Schwäne finden, ohne damit auch nur eine höhere Wahrscheinlichkeit angeben zu können, daß auch in Zukunft nur weiße Schwäne zu finden seien; in diesem Fall wissen wir natürlich, daß es auch schwarze Schwäne gibt. Popper vertritt daher die Auffassung, daß wir eine Theorie, deren Aussagen sich bisher immer bewahrheitet hätten und die somit noch nicht falsifiziert worden sei, deshalb in der Praxis weiter Anwendung finden solle; er nennt dies *Bewährung*. Man solle allerdings in der Folgezeit immer wieder versuchen, eine bisher bewährte Theorie zu widerlegen, um möglichen Fehlern auf die Spur zu kommen. Seine Theorie lehnt sich daher in einigen Punkten an die von mir oben erörterten Thesen von Vaihinger an. Ein prinzipielles Problem bleibt jedoch bestehen: Welche rationalen Gründe kann es geben, damit wir eine Theorie einer anderen vorziehen sollten, wenn nicht einmal eine höhere Wahrscheinlichkeit für eine von beiden spricht? Denn letztlich führt uns auch der Terminus ‚*Bewährung*‘ hier nicht weiter. In der Folgezeit verwarfen einige Vertreter des kritischen Rationalismus auch diesen Begriff und erklärten, daß es keine rationalen Gründe für die Rechtfertigung irgendwelcher Aussagen gebe und Rationalität mit Offenheit für Kritik gleichzusetzen sei.<sup>33</sup> Indem sie aber dies postulieren, begeben sie sich in den von mir schon mehrfach dargestellten Zirkel, daß diese Behauptung einen Wahrheitsanspruch für die Richtigkeit ihrer selbst impliziert und gleichzeitig jegliche Wahrheitsmöglichkeit leugnet (vgl. hierzu 2.8. Wahrheitsproblematik insbesondere die von mir zitierte Aristotelesstelle). Im weiteren Verlauf der philosophischen Diskussion stellte sich zudem heraus, daß sich Existenzaussagen, im

---

<sup>33</sup> Vgl. hierzu: William Warren Bartley III: *Flucht ins Engagement*. Tübingen 1987; David Miller: *Critical Rationalism: A Restatement and Defence*. Chicago 1994



Gegensatz zu Gesetzes- d.h. Allaussagen, letztlich nicht falsifizieren lassen, da man ja nie mit Gewißheit davon ausgehen kann, ob etwas, dessen Existenz einfach postuliert wird, ohne gleichzeitig seine Existenz nachweisen zu können, nicht dennoch irgendwo im Universum existiert.

Nach alldem Aufgeführten komme ich zu folgendem Ergebnis: Trotz aller radikalen und unauflösbaren Widersprüche, kommen wir als Menschen gar nicht umhin, **fünf pragmatische Setzungen vorzunehmen** (s.u.), auch wenn sie sich teilweise untereinander widersprechen, wie z.B. daß es Freiheit für uns gibt, obwohl Verstehen bedeutet, hinreichende Bedingungen für ein Phänomen anzugeben, die dieses notwendig bestimmt haben, oder in sich selbst in letzter Konsequenz widersprüchlich sind, so beispielsweise daß wir den Begriff Wahrheit notwendig verwenden müssen, ohne letztlich sagen zu können, was wirklich wahr ist; das gleiche gilt für die anderen oben aufgeführten Widersprüche sowie alle weiteren, die sich entweder aus diesen ergeben oder hier nicht aufgeführt worden sind.

Nach einer Auseinandersetzung mit vielen großartigen Leistungen der menschlichen Geistesgeschichte und ihrer kritischen Würdigung ist eine solche Setzung aber nicht dogmatisch, sondern aufgeklärt, eine ‚gelehrte Unwissenheit‘, um mit Nicolaus Cusanus zu sprechen, welcher das menschliche Nichtwissen in bezug auf Gott und seine Eigenschaften konstatierte, also ein Nichtwissen hinsichtlich letzter Fragen. Dennoch dürfen wir nicht derart verzagen, daß wir apathisch alles hinnehmen, nur weil uns keine unbezweifelbar wahren Antworten zuteil werden können. Stattdessen müssen wir uns auf unsere Fähigkeiten besinnen und dementsprechend zuversichtlich ans Werk gehen.

Nachfolgend sollen zunächst kurz **fünf für uns Menschen unverzichtbare Setzungen** aufgeführt werden, die nicht willkürlich getroffen worden sind, sondern sich aus dem bisher Aufgeführten als **sinnvoll und zugleich zwingend** herauskristallisiert haben, wobei aber betont werden muß, daß damit die grundsätzlich oben dargelegten Grenzen menschlichen Wissens nicht überschritten werden und das Wissen um unser Nichtwissen – ebenfalls ein Widerspruch in sich – als ständige Mahnung gegen jegliche Hybris im Gedächtnis zu behalten ist.

## Die ‚Fünf Pragmatischen Setzungen‘ lauten:

1. die Gewißheit der eigenen Existenz, welche notwendig die Annahme eines Wahrheitsbegriffes sowie damit die Idee des zu vermeidenden Widerspruches impliziert; denn wenn ich sage, daß ich bin, gehe ich davon aus, daß es wahr ist; weiterhin muß ich dann annehmen, daß ich nicht gleichzeitig existiere und nicht existiere;
2. die Wahrnehmung der Welt als räumlich dreidimensional;
3. die Wahrnehmung der Phänomene im kontinuierlichen zeitlichen Nacheinander;
4. der Prozeß des Verstehens muß als abhängig von der Angabe hinreichender Bedingungen angenommen werden;
5. die Gewißheit der Möglichkeit freien Handelns und Entscheidens.

Betrachten wir nun jede einzelne Setzung einmal näher:

Die **erste Setzung** kann von **niemandem von uns geleugnet werden, ohne sie zugleich anzuwenden!** Wenn jemand versucht, die eigene Existenz zu leugnen, so kann er dies gar nicht, weil *er selbst* diese Leugnung ausspricht und somit während des Aussprechens existieren muß, denn sonst könnte er diese ja überhaupt gar nicht erst zu diesem Zeitpunkt aussprechen. **Ebensowenig ist es möglich, den Satz des vermeidenden Widerspruches zu bestreiten, ohne ihn zugleich anzuwenden:** Denn indem ich die Existenz bzw. Wahrheit von etwas bestreite, behaupte ich, daß etwas **nicht existiert** bzw. **nicht wahr ist** und **damit nicht zugleich existieren bzw. wahr sein kann.** *Eine Leugnung des Satzes vom zu vermeidenden Widerspruch ist infolgedessen für uns unmöglich, da beim Versuch einer Leugnung, dieser Satz zunächst zwingend Anwendung finden muß!* Die erste pragmatische Setzung läßt sich für uns Menschen also gar nicht bestreiten, trotz aller damit verbundenen unauflösbaren Widersprüche, die sich auch aus diesem in letzter Konsequenz ergeben, wie in den obigen Ausführungen gezeigt werden konnte. **Und gerade weil sich diese Setzung überhaupt gar nicht von uns Menschen leugnen läßt, kann sie als vernünftige Grundlage zur Erarbeitung logischer Kriterien für die Bevorzugung einer Theorie vor einer anderen dienen.** Somit entrinnen wir sowohl dem Relativismus als auch dem

Dogmatismus, da wir aufgrund der hier vorgenommenen kritischen Auseinandersetzung die Grenzen sowie die unverzichtbaren Grundlagen unserer Vernunft begründet haben. Dies bedeutet aber zugleich auch, daß wir die oben mehrfach diskutierten grundlegenden Widersprüche dennoch nicht auflösen können, so daß wir in letzter Konsequenz in dem Zirkel gefangen bleiben, daß wir nichts mit letzter Sicherheit als wahr zu identifizieren vermögen, wobei diese Aussage ein Widerspruch in sich ist, da sie ja selber wiederum beansprucht, wahr zu sein. Dennoch ist es zwingend sowie sinnvoll und damit völlig gerechtfertigt den Satz vom zu vermeidenden Widerspruch als grundlegendes Kriterium für die Herausarbeitung beispielsweise wissenschaftlicher Theorien heranzuziehen oder eine Theorie einer anderen aufgrund der Anwendung logischer Regeln – welche ja nichts anderes als die Anwendung des Satzes vom zu vermeidenden Widerspruches sind – vorzuziehen, zumindest solange sie nicht durch bessere Argumente ergänzt oder gar widerlegt wird. ***Daß eine Verwerfung einer von uns ursprünglich als richtig bzw. bewährt erachteten Theorie überhaupt möglich ist, liegt eben genau daran, daß wir nichts mit letzter Sicherheit aussagen können!*** Dennoch ist es – wie oben bereits dargelegt – zwingend, sinnvoll und gerechtfertigt den Satz des zu vermeidenden Widerspruches als unverzichtbare wie unleugbare Grundlage zur Herausarbeitung und Begründung von Theorien zur Anwendung zu bringen.

Die **zweite Setzung** der Wahrnehmung der Welt durch uns als räumlich dreidimensional beruht auf einer empirisch durchgängig belegten Basis, obwohl die Ergebnisse der modernen Physik belegen, daß die Welt nicht dreidimensional ist. Dies ändert aber nichts an unserer Wahrnehmung der Welt, wie wir sie tagtäglich interpretieren sowie in ihr dementsprechend agieren und uns zurechtfinden.

Die **dritte Setzung** der Wahrnehmung der Phänomene im kontinuierlichen zeitlichen Nacheinander läßt sich weder empirisch noch formallogisch leugnen. Die logischen Implikationen sind die gleichen wie bei der ersten Setzung des Satzes vom zu vermeidenden Widerspruch, weil man beispielsweise nicht zu einem bestimmten Zeitpunkt existiert und nicht existiert haben kann. **Jeder Versuch einer Leugnung eines zeitlichen Nacheinanders ist zwingend zum Scheitern verurteilt, da diese Leugnung sowohl empirisch nur im Rahmen der**

**Zeitwahrnehmung erfolgen als auch formal-logisch in dieser gedacht werden kann.**

Die **vierte Setzung** der Abhängigkeit unseres Verstehens bzw. Erklärens von Phänomenen mithilfe des ‚Ursache-Wirkung-Prinzips‘ ist ebenfalls unabweisbar für uns. Denn wie sollte eine Erklärung eines Sachverhaltes anders für uns möglich sein? Trotz aller in letzter Konsequenz mit dem ‚Ursache-Wirkung-Prinzip‘ verbundenen unauflösbaren Widersprüche ist eine Nichtanwendung bzw. Leugnung für unsere Vernunft unmöglich; dieser Sachverhalt ist in den vorigen Abschnitten an mehreren Beispielen eindeutig belegt worden.

Die **fünfte Setzung** der Gewißheit der Möglichkeit freien Handelns und Entscheidens ist zwar logisch nicht zwingend für unsere Vernunft vorzunehmen, aber sie ist dennoch sinnvoll, weil wir erst durch die Vorstellung als **freiheitsbegabte** Vernunftwesen uns als selbstbestimmte und infolgedessen als mit eigener Würde ausgestattete Wesen begreifen können. Nur so sind wir nicht nur fremdbestimmte Dinge in einem von uns nicht beeinflussbaren Räderwerk. Letztlich läßt sich selbstverständlich weder die Existenz noch die Inexistenz von Freiheit beweisen und zwar allein schon deshalb, weil sie sich dem empirischen Bedingungsgefüge nach dem Ursache-Wirkung-Prinzip ex definitione entzieht. Denn eine freie Handlung zeichnet sich ja gerade dadurch aus, daß sie eben nicht diesem Gefüge entstammt, sondern **frei** davon ist, sprich nicht bedingt durch etwas, das sie zwingend bestimmt. Schließlich ist es für uns Menschen gar nicht möglich dieses Gefühl der eigenen Freiheit zu leugnen, da es uns unausrottbar quasi eingepflanzt ist; diejenigen, die dennoch eine Leugnung der Freiheit vornehmen, ignorieren dabei einerseits, daß sich Freiheit ex definitione weder empirisch noch logisch belegen oder widerlegen lassen kann und andererseits belügen sie sich und uns nur, wenn sie vorgeben, daß sie sich selbst als nicht frei denken und fühlen könnten!

Aufgrund der aufgeführten Argumente ist also die einzig vernünftige Vorgehensweise folgende: Wir müssen uns einerseits die prinzipiell unauflösbaren Widersprüche in unserem Denken eingestehen und **andererseits** die in den *pragmatischen Setzungen* getroffenen **Aussagen als Grundlagen anerkennen**. Wir können daher mit **absoluter** Sicherheit zwar keine Theorie irgendeiner anderen vorziehen, wobei dies in gleicher Weise für die Falsifikation einer Theorie gilt, da ja auch die Falsifikationsaussage den oben erwähnten Wahrheitsan-

spruch für sich selbst notwendig beansprucht. Dennoch sind **zwingend** insbesondere die 1., 3. und 4. pragmatische Setzung als Basis für die Entwicklung von Kriterien der Herausarbeitung sowie Begründung und damit der Bevorzugung einer Theorie vor einer anderen vorzunehmen. **Denn jeder Versuch, diese Setzungen zu leugnen, ist prinzipiell zum Scheitern verurteilt, weil für die Möglichkeit eines solchen Versuches zunächst wiederum diese Setzungen Anwendung finden müßten.** Die von mir weiter unten in Kapitel 3.1. kurz erörterten Grundregeln zur Erarbeitung wissenschaftlicher Theorien, welche auf diesem Kapitel aufbauen, stellen somit eine rational gut begründete Basis dar.

Über die hier aufgeführten Grundlagen und Grenzen menschlicher Erkenntnisfähigkeit hinaus ist weitere Philosophie nicht sinnvoll zu betreiben. Die erörterten Widersprüche sind schlechterdings für die menschliche Vernunft nicht auflösbar, und die daraus folgenden pragmatischen Setzungen sind, trotz der auch notwendig darin enthaltenen Widersprüche, **zwingend vorzunehmen, da wir letztlich uns selbst ohne diese Setzungen nicht denken könnten sowie auch jede Kommunikation mit anderen völlig ausgeschlossen wäre.**

*Infolgedessen sind die oben diskutierten Probleme, welche die Philosophie seit jeher beschäftigten, durch die von mir in diesem Kapitel aufgeführten Argumente so weit geklärt worden, wie dies für Menschen eben möglich ist.*

Ich hoffe, meine Position durch die Auseinandersetzung mit mehreren philosophischen Theorien verdeutlicht zu haben. Es sollte klar geworden sein, daß die immer wieder gewälzten Fragen in diesem Bereich für uns Menschen zu keiner anderen rational sinnvollen Lösung gelangen können, als derjenigen, welche ich dargelegt habe. Dabei kommt es mir ein wenig wie in dem Märchen ‚Des Kaisers neue Kleider‘ vor, wo ein Junge feststellt, daß der Kaiser eigentlich nackt sei. Es wird bis heute teilweise mit viel Scharfsinn versucht, Probleme zu lösen, die letztlich nicht zu lösen sind oder man gleitet in einen Relativismus ab, der nicht minder widersprüchlich und genauso wenig weiterführend ist. Die von mir in diesem sowie im nachfolgendem Kapitel 3.1. formulierten Thesen sollten auf den Leser nicht anmaßend wirken, da es mir nicht um die eigene Eitelkeit geht, sondern nur um rationale

Bestimmungen der Grenzen und Möglichkeiten menschlichen Denkens. Dabei kam es mir teilweise eben so wie in dem oben erwähnten Märchen vor, da es mich doch sehr wunderte, daß bis heute einige offensichtliche Sachverhalte bei einer Reihe von berühmten Fachvertretern nicht richtig erkannt worden sind. Dies läßt sich meiner Meinung nach wohl am ehesten psychologisch erklären, weil der Mensch nach absoluter Wahrheit sucht, d.h. zumindest nach einigen wenigen Punkten, wo er sich wirklich völlig sicher sein kann und dann aber genau von diesem Streben so überwältigt wird, daß er an manchen Stellen das klare Denken zugunsten seines so heiß begehrten Zieles aufgibt und entweder vermeintlich absolut sichere Erkenntnisse meint gefunden zu haben, oder aber, infolge erfolgloser Suche nach jenen, in einen Relativismus bzw. Skeptizismus ableitet, welcher genauso unsinnig ist, wie oben gezeigt werden konnte.

Eine Suche nach Erkenntnissen über das oben Aufgeführte hinaus ist meiner Meinung nach sinnlose Zeitverschwendung, wobei allerdings eine Auseinandersetzung mit der Philosophiegeschichte und ihren Autoren natürlich sehr zu empfehlen ist, um den Weg, welcher zu den von mir hier begründeten Ergebnissen geführt hat, kennenzulernen. Die Aufgabe der philosophischen Forschung kann heute daher ‚nur‘ darin bestehen, von dieser Grundlage ausgehend, Themen zu behandeln, die insbesondere praktische Probleme wie z.B. Moral, Recht, Wirtschaft oder Politik betreffen, d.h. hier Antworten zu geben versuchen bzw. mit vorzubereiten und dabei eine geistige Tiefe durch die Auseinandersetzung mit der Geistesgeschichte einzubringen, welche eine gute Hilfe ist, um über die Tagesaktualität hinaus zu blicken und längere Entwicklungslinien, einschließlich der vorgekommenen Irrtümer, besser zu erkennen und damit zu verstehen:

„Wer nicht von dreitausend Jahren  
Sich weiß Rechenschaft zu geben,  
Bleib im Dunkeln unerfahren,  
Mag von Tag zu Tage leben.“

(Johann Wolfgang von Goethe, West-östlicher Divan)